

„Für uns ist nicht nur wichtig, was wir tun, sondern auch, wie wir es tun.“

Hölderlin feiert in diesem Jahr sein 30-jähriges Bestehen, und die Zeitung, die Sie, liebe Leser*innen, in den Händen halten, ist die 27. Ausgabe!

Gemäß dem obenstehenden Leitsatz unterstützen, begleiten und beraten wir seit nunmehr 30 Jahren Menschen, vorwiegend aus den Walddörfern und dem Alstertal, deren Leben durch psychische Belastungen aus dem Gleichgewicht geraten ist.

In diesen vielen Jahren gab es oft Grund zur Freude, aber es galt auch schwere Schicksale zu begleiten, es gab Trauer und Hoffnung und sehr viel Mut und Zuversicht!

Wir möchten allen danken, die uns ihr Vertrauen geschenkt haben und es auch weiterhin tun, die uns teilhaben lassen an ihrem Leben! Auch wenn wir manchmal Situationen nur gemeinsam aushalten und das Gefühl haben, es geht nicht weiter.

Besonders danken möchten wir an dieser Stelle allen Kolleg*innen für ihren engagierten und unermüdlichen Einsatz! Sie waren all die Jahre zuverlässig, kreativ, motivierend und auch humorvoll dabei! Ohne sie wäre diese, oftmals auch belastende Arbeit nicht möglich.

Herzlichen DANK dafür!

Barbara Claußen
(Leitung)



Seit der Erfindung des Buchdrucks existiert ein kleines Teufelchen, das das Vorhaben, einen absolut fehlerfreien Text zu drucken, oftmals durchkreuzt. Es ist das Satz- oder Schreibfehlerteufelchen, das sehr wahrscheinlich auch in dieser Ausgabe von Hölderlins Zeitung sein Unwesen treibt. Vielleicht entdecken Sie ja die eine oder andere unkorrigierte Stelle beim Lesen und blicken mit Nachsicht auf seinen schelmischen Gruß!

Hölderlins Zeitung

Schreibwerkstatt

Mitte der 90-er Jahre wurde unter der Leitung von Monika Hilgers bei Hölderlin e.V. die erste Zeitungsgruppe ins Leben gerufen. In dieser Gruppe stellten Klienten, die es gewohnt waren die Woche über engagiert zu Hause zu schreiben, montags ihre neuesten Texte oder Gedichte vor.

Seit 1996 erscheint alljährlich „Hölderlins Zeitung“ mit Beiträgen aus dieser Gruppe und eindrucksvollen Titelbildern & Illustrationen aus den Kunstgruppen.

Ab 2009 änderte sich das Gruppenkonzept grundsätzlich: von da an schrieben alle Beteiligten in der Schreibwerkstatt gemeinsam vor Ort – mich als Leiterin der Gruppe eingeschlossen. Was als Wagnis mit unbekanntem Ausgang begann, führte zu einer erfolgreichen Entwicklung (inzwischen gibt es zwei Gruppen). Und was mit großer Vorsicht startete, wurde zu einem lebendigen Treffpunkt für gemeinsame Schreiberlebnisse, Austausch und stetem Vertrauen.

Zu jeder Schreibrunde bringe ich ein neues Thema mit. Diese Schreibeinladung hat die Wirkung einer ausgestreckten Hand, die einlädt, mit eigenen Impulsen, der eigenen Fantasie, mit persönlichen Standpunkten & Haltungen, mit Gefühlen oder mit Erinnerungen in Berührung zu kommen. Es gibt – im Gegensatz zu den früheren, strengen Vorgaben in der Schule – kein verfehltes Thema, keine Rechtschreib- oder Grammatikregeln. Und was besonders wichtig ist: Gegenseitige Kritik an den Texten ist nicht erlaubt.

In diesem geschützten Raum der Schreibrunde darf alles, was momentan wichtig ist, aufgeschrieben und ausgedrückt werden. Die Entscheidung, wie nah die Schreibenden mit ihrem Innenleben in Berührung gehen, bleibt ganz ihnen selbst überlassen. Die verfassten Texte werden dann in der Runde vorgelesen und kommen so – nach dem Schreiben – ein zweites Mal in die Welt. Diese sehr vertrauensvollen Begegnungen unter den Teilnehmenden können ein Stück weit Einsamkeit & Isolation durchbrechen, in der sich viele Menschen befinden. Die Erfahrung, nicht ganz allein mit Belastungen zu sein und sich in den Texten der Anderen selbst wiederzufinden, erleichtert und tröstet zugleich.

Das ist das besondere Potential der Schreibwerkstatt: Denn alle, die dort zusammenkommen, sind Schreibende, die sich mit ihren Fähigkeiten in die Gruppe einbringen und einander in ihrer Menschlichkeit anvertrauen. Die Qualitäten, die dabei zu spüren sind, sind Begegnung, Wertschätzung, Vertrauen, Offenheit und Nähe – Eigenschaften, die so bestärkend sind im Miteinander.

Die Schreibwerkstatt öffnet einen Raum, in dem sich jede und jeder Teilnehmende gesehen und gehört fühlen kann. Denn dort dürfen auch persönliche Themen zur Sprache kommen, die im Alltagsleben nicht immer so selbstverständlich auftauchen können.

Monica Beer-Möller

Hölderlins Zeitung von 1996 bis heute

Seit 1996 erscheint einmal im Jahr **Hölderlins Zeitung**, eine inhaltlich und gestalterisch anspruchsvolle Zeitschrift. Alle Texte, Gedichte, Illustrationen und Titelbilder stammen von Besucherinnen und Besuchern.



Im Tanze

Im Tanze,
im Herzen betroffen sein –
meine Seele ist berührt.
Im Tanze werden wir offen sein.
Das Licht erhellt den Tag.

Im Herzen verblutet sein –
im Schmerz zu ersticken!
Wir werden betroffen sein ...

im Tanze berührt.

Das Herz sucht – Heilung naht;
Im Tanze berührt.
Die Sinne wandern ostwärts ein.
Das Licht bleibt nah.

Sommerwind

Sommerwind, Du bist da,
mir ganz nah ...
schenkst mir Wärme hier,
bleib doch bei mir,
nimm mich mit nach Nirgendwo ...

Dann kommt der Herbst mit Macht –
Gib Acht!
Bringt endlich den ersehnten Regen –
welch ein Segen...

Wir halten aus die Tropfen –
immer wieder.
Das Gemüt verbrannt,
wie sind wir doch gerannt!
Heute, ja, heute ist der Herbst warm,
wie ein warmer Sommerwind ...

Bleib!

Astrid Halpaap

Gesegnet sind die, die an bescheidenen Orten schöne Dinge sehen, wo andere nichts entdecken.

Camille Pissarro (impressionistischer Maler, 1830-1903)

Verborgene Schönheit

Es gibt so viele Fotos von wunderbaren Momenten im Alltag – tatsächliche und solche, die nur im eigenen Kopf entstanden sind: Zum Beispiel die daumengroße Gandalf-Figur aus Plastik, die jemand vor dem Blumenbeet abgestellt hat und die nun einer Hummel auf der Blüte über sich mit der erhobenen kleinen Plastikfaust zu drohen scheint.

Überhaupt – Blumen an Stellen, wo man sie nicht vermutet, und Gesichter, wo andere nur Alltagsgegenstände sehen. Ein Müllcontainer, dessen Scharniere wie ein Tierkopf mit Augen und Schnauze aussehen. Steckdosen sind ja nicht das Einzige, was einen mit zwei Augen anschaut. Risse im Putz, die wie Landkarten aussehen, Steine, Holzmaserungen! Ich kann mich lange mit den Echsen, Dämonen, Augen und seltsamen Gewächsen dort beschäftigen. Oder mit Wolken... unmöglich, hier alles aufzuzählen.

Ich glaube, dass ich dem Talent, Schönes oder Besonderes zu sehen, wo die meisten Menschen achtlos vorübergehen, unendlich viel verdanke.

Besonders ein Bild taucht in meiner Erinnerung auf: Bari, mein Freund, und ich auf einem Berg mitten in Santiago. Mit der Seilbahn fährt man hinauf zu diesem beliebten Ausflugsziel. Sie endet direkt vor dem Gipfel, auf dem eine riesige Jesusfigur steht, die segnend die Arme hebt. Zu Füßen des Berges liegt ausgebreitet die Stadt – unseren Füßen aber eine große, schlammige Pfütze, graubraun und trübe, übrig geblieben vom letzten Regen.

Die Menschen um uns herum schauen alle nach oben, fotografieren fleißig Jesusstatue und Stadt – nur ich schaue mal wieder überall hin. Auf meine Füße in den feucht gewordenen Sandalen und auf die eingeritzten Namen, Herzen und Botschaften im Holz der Bank, auf der wir sitzen, auf das gelbliche Gras. Und auf die Pfütze, vor allem auf die Pfütze.

Langsam richte ich meine Kamera auf sie und stelle scharf: „Klick“.

„Sag mal, was fotografierst du denn da?“, Baris Stimme klingt leicht empört.

„Schau doch mal hin.“ Lächelnd deute ich auf die Pfütze.

„Das gibt's ja nicht“, ruft Bari aus und wühlt hastig nach seiner eigenen Kamera.

„Was du alles siehst!“ Und schnell, bevor sich das Licht verändert, fotografiert auch er die schlammige Pfütze.

Ein weißer Jesus schwimmt in ihrer Mitte, segnend die Arme erhoben, wie schwebend unter der Spiegelung einer fast perfekten Wolke.

Ich liebe diese Momente: Kleine Wunder, gerade dort, wo man sie nicht vermutet.

Mari Morelli

Welchen Platz hat Hölderlin in Deinem Leben?

Was bedeutet Dir Hölderlin?

Hölderlin ist für mich ein Raum zum Atmen, ein wohltuender Raum mit ausreichend Platz für mich. Hier darf ich sein mit all meinen Seelen(un)tiefen, mit meinen Ängsten, meinem Schmerz, meiner Freude und Lebenslust, mit meiner Musikalität und schreibenden Kreativität, mit meinen Fragen und mit meinen Gewissheiten, meiner Verzweiflung und Hoffnung. Es gibt für alles hier einen Raum und auch einen Boden, auf dem ich stehen, gehen, handeln kann und gesehen werde in meinem Sein und Tun. Hier gibt es, was ich in meinem Elternhaus so vermisst habe: Einen Rückhalt, der mich trägt, wenn der Boden unter mir wackelig zu werden droht. Vor allem in meiner letzten Krise hat mich das gerettet und mir nach und nach wieder in ein gutes, erfülltes Leben geholfen. Wo ich jetzt wäre, wenn es Hölderlin damals nicht gegeben hätte, möchte ich mir nicht ausmalen. Dafür bin ich zutiefst dankbar.

Ich kenne ehemalige KlientInnen, denen es ganz wichtig war, wieder ohne diese Unterstützung zu leben. Ich gehöre nicht dazu. Zum einen, weil ich in meinem Leben die Erfahrung gemacht habe, dass das immer nur eine kurze Zeitspanne gutging. Und dann kam die nächste Krise. Aber zum anderen denke ich auch: Unterstützung zu brauchen entwertet mich und mein Leben nicht. Menschen sind soziale Wesen, sie brauchen einander. Das ist 'normal' und gut so. Und warum sollte ich auf den Halt verzichten, den mir Hölderlin im Leben gibt? Was nützt es mir, mit vielen Ängsten und zusammengebissenen Zähnen ohne diesen Halt zurechtzukommen? Ich habe das so lange in meinem Leben gemacht und geschafft, habe irgendwie versucht, mir den Halt selbst zu geben oder bei FreundInnen und Familie zu finden. Das hat mich unendlich viel Kraft gekostet. Darf ich die größere Leichtigkeit, die ich nun im Leben habe, nicht einfach genießen und als Geschenk annehmen? Was würde ich mir damit beweisen wollen, dass ich es trotz phasenweise großen Schmerzes auch alleine schaffen könnte. Dass ich stark bin? Autark? Unverwüstlich? Das bin ich alles nicht und möchte es auch nicht mehr sein müssen. Ich bin verletzlich, manchmal zerbrechlich, manchmal auch stark, aber eben bei Weitem nicht immer. Autark und unverwüstlich bin ich schon gar nicht. Und letzten Endes ist das auf dieser Welt kein Mensch. So lange ich den nötigen Schutz habe, kann ich mich gut anfreunden mit meinen verletzlichen und zerbrechlichen Seiten. Ich schätze sie sogar. Sie geben mir etwas an Lebensqualität, was die starken Seiten nicht vermögen. Ich möchte ihnen diesen Schutz und Raum mit Hilfe von Hölderlin weiterhin geben.

Dörthe Quitmann

Illustration: Gabriele Stilke



Sozialstation
Hölderlin

fünfter sein

Von Ernst Jandl

tür auf
einer raus
einer rein
vierter sein

Die folgenden vier Strophen wiederholen den Aufbau der ersten Strophe und zählen immer weiter hinunter („dritter“, „zweiter“, „nächster“) bis zu den abschließenden Zeilen:

tür auf
einer raus
selber rein
tagherrdoktor

Dieser humorvolle Textestieg, auch in dieser Gestaltung und Schreibweise, erinnert mich an so manche Wartesituation an verschiedenen Orten in Hamburg auf den Ämtern, die ich so abgesehen habe in Zeiten, wo es noch nicht so einfach und glatt ging wie heute: Wo es heißt: „Bitte eintreten und Nummer ziehen, mit Blick auf die Zuluhr.“

Aber zurück zu oben beschriebener Wartesituation – die war häufig noch gekrönt in der Zeitabschätzung der Nachrückenden mit dem deutlichen Hinweis auf die Mittagspause ab 13.00 Uhr bis zur neuerlichen Öffnung ab 15.00 Uhr. Und die Behördenmitarbeiter*innen handhabten das mit exakter Pünktlichkeit und dem sogenannten Behördenblick. Meist streng, ruhig und sehr von oben!

Und einmal – und das hat mich bis heute immer wieder zum Lächeln gebracht – da konnte ich exakt zur Mittagszeit Folgendes an einer Behördentür beobachten: Die Glocke schlug – die Tür ging auf und ein kleiner Pudel kam heraus, betrat den Warteflur und setzt sich neben die Tür. Ganz ruhig. Und Sekunden später kam der Behördenmitarbeiter, ein dicker, freundlicher Herr im grauen Mantel mit Gehstock heraus, lächelte uns auf der Wartebank zu und rief: „Komm Maudi!“

Und entschwand mit seinem weißen Pudel gen Ausgangstür.

F. Richter

Eiergedanken

Ei, ein Ei,
Ein rohes Ei!
Ich kann dir verraten:
Ich könnte es braten.
Oder pochieren.
Oder verlieren.
Dann wäre es ein verlorenes Ei.

Ich sehe es an
Und denke daran,
Wie die Welt entstanden sein kann.
Das geht nicht eins, zwei, drei,
Das braucht Zeit, viel Zeit.
Doch irgendwann ist es soweit:
Nach langer Quale
Bricht die Schale.
Und es schlüpft etwas heraus.
Das ist ein Küken und keine Maus.
Ganz klebrig ist es noch und nass.
Doch ich sag dir was:
Bald wird es trocknen in der Sonne.
Ei, ei, was ist das (für) eine Wonne!
Es macht nun auch die Augen auf,
Beginnt dann seinen Lebenslauf.
Bald ist es schon ein großes Huhn,
Und hat dann auch etwas zu tun:
Es muss jetzt wieder Eier legen,
Sie, wenn befruchtet, hegen, pflegen.

Gar viele Tage sitzt es drauf,
Und dann geht wieder die Schale auf.
Und es beginnt ein neuer Lebenslauf.

Ein Huhn lebt vielleicht 5 oder 10 Jahre.
Bei uns ist sie länger, diese Phase.
Doch auch wir haben Anfang und Ende.
Und wie ich es drehe, und wie ich es wende:
Die Zeit geht nur vorwärts, nie zurück.
(Klar), ich riskiere mal einen Blick.
Und schau zurück, meist ohne Zorn,
Doch lieber noch seh' ich nach vorn.
Es gibt so vieles, auf das ich mich freue.
Und so wenig, was ich bereue.

Ein Ei ist optisch wie ein Stein.
Doch ist die Schale dünn und fein.
Die, wenn du nicht vorsichtig bist, zerbricht.
Und reparieren lässt sie sich nicht.
Doch fast alles andere lässt sich kleben.
Es ist, wie es ist, nun mal im Leben:
Nie wird es so, wie es mal war,
Doch manchmal wirklich wunderbar.
Auch ein gebrochenes Herz kann heilen.
Du darfst dich dabei nur nicht beeilen.
Denn die Seele braucht Zeit, viel Zeit.
Aber irgendwann ist es so weit:
Dann endet das Leid.

Heike

Man müsste weggehen können und doch sein wie ein Baum: Als blieben die Wurzeln im Boden, als zöge die Landschaft vorbei und wir ständen fest. Man müsste den Atem anhalten können, bis der Wind nachlässt und wir bei uns selbst zu Hause sind.

frei nach: Hilde Domin, 1909–2006, Gesammelte Gedichte, Frankfurt am Main 1987

Ägypten, Theben, Memphis, 53 v. Chr.

Ifeoma hörte die Stimme, während sie das Essen zubereitete. Aber sie hörte sie nur in ihrem Kopf. Es war die Stimme ihrer Mutter. Azanou hatte ihnen oft vorgesungen, als sie klein waren. Das Lied hatte angefangen mit den Worten: „Man müsste weggehen können...“

Ifeoma merkte, wie ihr Tränen in die Augen stiegen. Sie war weggegangen – genau wie ihre Mutter, wenn auch nicht freiwillig. Sie wechselte einen Blick mit ihrer Schwester, doch Soliana schwieg. Sie schöpfte die scharf gewürzte Suppe in eine Schale und erhob sich, um das Essen der Herrin zu bringen.

Sie dachte über die Worte nach. Weggehen... das konnten weder sie noch ihre Schwester. Sie waren Sklaven. Seit ihrer Geburt. An das Land, aus dem sie stammte, hatte sie keine Erinnerung. Sie wusste aber, wie es hieß: Nubien.

Ihre Mutter hatte ihnen erzählt, dass sie als Kind verschleppt worden war. Ins Land der Pyramiden.

Sie hörte die Ungeduld in Asets Stimme. Aset, die Herrin.

Sie griff nach einem Löffel und schlüpfte aus der Küche, um der Herrin das Essen zu bringen. Die Herrin sprach mit einem Gast. Sie saß auf einem elfenbeinernen Stuhl und trank süßen Wein aus einem bunten, gläsernen Pokal. Neben ihr lag die schwarze Katze. Das Tier schlug gereizt mit dem Schwanz. Es war riesig, wie die großen, gefleckten Katzen, die Ifeoma aus ihrer Heimat kannte, nur, dass diese hier ganz schwarz war.

„Beeil dich, du dummes Mädchen!“, drang die Stimme der Herrin plötzlich in Ifeomas Gedanken.

Sie stolperte vorwärts. Um ein Haar hätte sie etwas von der Suppe verschüttet. Die schwarze Katze ließ sie nicht aus dem Augen. Sie fauchte leise. Gerade als Ifeoma die Suppe auf dem niedrigen Tischen zwischen der Herrin und ihrem Gast abstellte, trat ihre Schwester aus der Küche. Sie hielt die zweite Suppenschale in der Hand.

„Los, hol das Brot!“, fuhr die Herrin sie an.

Ifeoma wechselte einen raschen Blick mit ihrer Schwester. Soliana hatte große Angst vor der Katze der Herrin. Sie warf ihrer Schwester einen raschen Blick zu. Dann huschte sie in die Küche, um das Brot zu holen.

Sie hörte ein Klirren, lautes Fauchen, einen Aufschrei und das klatschende Geräusch einer Ohrfeige. Wütende Worte der Herrin und das Weinen ihrer Schwester. Ifeoma schluckte.

Nein, sie wollte nicht sein wie ein Baum. Bäume wurden von Menschen gefällt, mit Feuer und Beil, verbrannt, damit die Menschen es warm hatten oder sie aus ihrem Holz Möbel machten.

Sie, Ifeoma, wäre viel lieber ein Vogel. Sie wollte Flügel haben, damit sie fortfliegen konnte mit ihrer Schwester. Weit fort.

E. Koschote



E. Richter

Erinnere Dich an den Tag,
an dem Du für all die Dinge gebetet hast,
die jetzt für Dich da sind

Oh, das ist schon sehr lange her, dass ich gebetet habe.

Ich denke, das letzte Mal war als Kind und daran kann ich mich auch nicht mehr erinnern. Ich habe aufgehört an Gott zu glauben, weil er mir alle Lieben genommen hat und das auch viel zu früh.

Ich bin fest davon überzeugt, dass alle von oben auf mich herunter schauen und mich lenken.

So habe ich das Gefühl, den Weg nicht allein beschreiten zu müssen.

Zurzeit habe ich echt Glück im Leben und ich hoffe es hält noch etwas an.

Mein Kater und die Hündin meiner neuen Freundin verstehen sich super, die Hündin passt sogar richtig auf ihn auf.

Meine Beziehung läuft auch fantastisch, ich habe, so glaube ich, noch nie so viel Liebe und Zuneigung erfahren. Das fühlt sich so gut an.

Ich freue mich schon meine Freundin morgen wieder zu sehen und mit ihr nach Stade zu fahren, wo es so schön ruhig ist. Man hört die Grillen zirpen, Frösche quaken und ab und zu den stolzen Hahn, der über seine Hennen wacht.

Ach, es ist so wundervoll dort, dass ich mir vorstellen könnte für immer da zu bleiben.

Ich hoffe, es bleibt kein Traum.

Kai

Feuer machen

Feuer machen. Feuer machen.
Alles dreht sich ums Befeuern
und Entfachen.

Feuer! Aus dem Nichts: Auf einmal.
Feuer! Hell! Mit Feuerstein und Stahl, ja,
kannst du Feuer machen. Brauchst zwei. Beide!
Schnell!

Feuer! Männlich, weiblich.
Partnerin und – Gegen-Partner.
Feuer! Zwei! Auf viele Arten.
Auch gut und böse,
tief und flach,
hell und dunkel.
Reibung, Reibung, sturzbetrunken.

Feuer machen. Feuer machen.
Alles dreht sich ums Befeuern
und Entfachen.

Feuer! Ganz tief innen: Flamme.
Feuer! Um es anzuzünden
brauchst du beide.
Reibung, Reibung.
Gegenpole.
Feuer! Männlich, weiblich.
Unten, oben.
Partner.

Feuer! Zwei! Auf viele Arten.
Auch gut und böse,
tief und flach,
hell und dunkel.
Reibung, Reibung – bis zum Funken.

Feuer! Um es anzumachen.
Endlich. Endlich!
Höchst lebendig.
Sterblich. Ewig.

Feuer! Ja!
Um's Feuermachen alles dreht sich,
dreht sich, Feuer machend, glühend.
Warm! Oh, welch – und ach! – Vergnügen,
zu sehen, zu behüten,
zu erneuern...

Feuer.

Martin Liedtke

There is a crack, a crack in everything

That's how the light gets in

(Da ist ein Riss, ein Riss in allem.

Das ist der Spalt, durch den das Licht einfällt)

Leonard Cohen, Anthem (Hymne)

O weh, das passt!
Wie bin ich doch so kampfbereit,
zeige nicht meine Verletzlichkeit,
doch bin ich berührt von Deiner.
Der Sprung in der Schüssel ist meiner.
Da kommt der Liebe Licht herein,
keiner ist fest im Urgrund des Seins,
was Du für Verachtung genommen hast,
hätte uns früh auseinander gebracht,
doch nur fast.

Durch diesen Crack kam das Mitgefühl,
ganz anders als Vorsicht oder Kalkül.
Was Rechnern ganz fremd,
jetzt steh' ich da im Hemd
und warte auf Deine Gnade.
Da kann ich nicht viele Worte machen.
Ich fühl mich bedroht von so vielen Sachen.

Die Freiheit, die Kunst, die Verteidigungswälle,
haben oft schon geholfen für mancherlei Fälle.
Doch wenn es um das schlichte Menschsein geht,
kommt nur die Liebe nicht zu spät.
Ich habe eine bewegte Geschichte,
die zu erzählen mir peinlich ist.
Das ist, warum ich lieber dichte,
dann sieht man alles in anderem Lichte –
und ist der Menschen Urteil enthoben,
die Engel im Himmel können nur loben.

Sanne



Manchmal fiel es ihr schwer, etwas Sinnvolles zu tun, obwohl sie den Gedanken mochte, am nächsten Tag in einer schöneren Welt aufzuwachen: wenn ich doch nur den Teppich staubsaugen oder meine Wäsche auf der Leine im Garten aufhängen würde! Könnte ich doch nur den Tag nutzen und ihm Bedeutung geben mit etwas Achtsamkeit und Liebe! Aber sie wusste auch, dass der Abend kommen würde: wenn sie träge, wie betäubt, vorm Fernseher saß, ihr Butterbrot aß und irgendwelche Filme anschaute, bis sie müde wurde...

frei nach Dante, Im Herbst, wortkrieger.de

Bei mir verhält es sich etwas umgekehrt. Ich mache die Hausarbeit eigentlich ganz gerne und sehe diese auch nicht unbedingt verpflichtend. Nein, ganz im Gegenteil flüchte ich mich manchmal auch darein, weil es erdet, oder auch, um mich davor zu drücken, schöne Dinge zu tun? Zum Beispiel wache ich auf und denke: Aber heute zeichnest du mal wieder an deinem Bild weiter! Es ist zwar wohl mittlerweile fast fertig, aber auch schon wieder eine kleine Ewigkeit her, seit ich das letzte Mal daran gezeichnet hatte und ich bin doch in dem Sinne erzogen: Erst die Arbeit, dann das Vergnügen! So kann es dann passieren, dass mich nach dem Aufstehen irgendetwas im Haushalt anguckt, das geputzt werden will. Sei es, dass die Spinnweben mal wieder aus den Zimmerecken entfernt werden sollten und schon halte ich den Staubsauger in der Hand und los geht's! Ach ja, die Fensterscheiben könnten auch mal wieder geputzt werden und dies und das müsste auch mal gemacht werden und ich bin am Wirbeln. Meine Lieblingsbeschäftigung ist das Staubsaugen. Dann wird alles aufgesaugt, was unter die Rubrik „Dreck“ fällt. Vielleicht komme ich auch noch dazu die Wäsche zu waschen, etc. So kann es manchmal gehen. Wenn der Abend dann kommt, bin ich meistens doch zu platt, um noch etwas Kreatives zu machen. Na gut, dann fallen eben Zeichnen oder andere schöne Dinge wieder aus! Macht nichts! Der nächste Tag kommt bestimmt...

Früher, als mein Freund und ich noch die Enten hatten, hätte mich das gewurmt. Da kam ich wenig oder fast gar nicht zum Zeichnen, weil ich mich tagein tagaus – 6 Jahre lang – um zehn süße Enten kümmerte, à la Konrad Lorenz. Nein, die Enten waren unsere Haustiere, nicht Nutztiere. Sie hatten alle einen Namen und ich war die Entenliesl. Ich habe entweder stundenlang bei ihnen in unserem Garten gehockt, sie beobachtet und vor mich hingeträumt, oder ich bin mit ihnen zu einem kleinen Wasserlauf, der neben den Gärten in einem Wald liegt, gegangen und alle folgten mir. Ich setzte mich dann auf einen Baumstamm, passte auf sie auf und habe nebenbei gelesen, bis ich mit ihnen wieder zurückgekehrt bin. Ach ja, das waren Zeiten als mein Freund und die Enten noch lebten.

Wir hatten auch eine kleine Brutmaschine, wo wir dann beobachten konnten, wie die Tiere aus den Eiern geschlüpft sind. Dann haben wir die Küken in der Wohnung in einem großen Korb unter einer Rotlichtlampe großgezogen. Ein Küken nahm mein Freund sogar mit unter seine Bettdecke, natürlich auch in einem Behältnis mit Stroh ausgelegt, damit der Kot nicht in das Bettzeug gelangte.

Als damals ein Nachbarsjunge in den Garten kam, um sich die vielen Enten anzuschauen, meinte er: „Ihr seid ja eine komische Familie“, und ich antwortete ihm: „Nun ja, manche haben eben Kinder und manche haben Enten.“ Und so könnte ich noch ganz viel über diese Tiere schreiben.

Manche meinten, das wäre doch eine schöne Kinderbuchgeschichte. Ja, und irgendwo in meinen 6 Bananenkartons, voll von Tagebuchaufzeichnungen und Briefen, liegen auch noch meine Notizen über die Zeit mit den Enten. Aber auch in dieser schönen, aber auch anstrengenden Entenzeit, ärgerte es mich so manches Mal, dass ich nicht zum Zeichnen gekommen war.

Heute sage ich mir, ich hätte diese Zeit mit den Tieren noch mehr genießen sollen, anstatt mich zu ärgern.

Binia Mittendorf

Beschützer

Ich bin beschützt und geborgen in Deinen Armen.
Umworben von aller Liebe und Verständlichkeit.
Du gibst mir Kraft zu atmen.
Machst mir Mut in verzweifelten Stunden,
gibst mir Wärme und Zuversicht.
Du bist da, ob Tag oder Nacht.
Wenn ich zweifle, wenn ich herzerreißend weine,
wenn meine Seele zu stocken droht, und mein Herz verblutet –
dann darf ich mich bei Dir einkuscheln und geborgen sein.
Beschützer – Du lebst im Meer.
Deine Nahrung ist salziges Wasser –
mehr brauchst Du nicht.
Kommst immer zur rechten Zeit an die Oberfläche,
bist immer da, wo ich auch bin.
Reinigst meine abnormen Gedanken in
meiner Psychose.
Machst mir Mut in schwachen Momenten.
Beschützer, ich brauche Dich und danke Dir.
Du beschützt mich auch, wenn ich mich
von der scheußlich Welt abwende.
Beschützer.

Astrid Halpaap

...verfasst im Frühjahr in der Heinrich-Sengelmann-Klinik



Susanne Hollaar

Der beste Weg, einen Freund zu haben, ist selbst einer zu sein.

Ralph Waldo Emerson (1803-1882, amerikanischer Philosoph und Schriftsteller)

Ein Freund

Freundschaft kann dadurch wachsen, indem man gemeinsame Sachen unternimmt, wie eine Reise über das Himmelfahrtwochenende nach Kopenhagen: Sich zu viert ein kleines Zimmer mit Etagenbett und auch das Bad teilen. Sich nah kommen und sich nah sein und auch Schwächen zulassen: „ganz ungeschminkt und bei Neonlicht“.

Gemeinsame Erfahrungen und Erlebnisse schweißen zusammen, wie eine Trennung, Liebeskummer, aber genauso schöne Dinge. In einer Freundschaft tauscht man sich gerne aus. Mit jemandem, zu dem man Vertrauen hat, fällt einem das besonders leicht. Man erzählt Freunden viele Dinge und meint, sie seien dort besonders gut aufgehoben und werden nicht weitererzählt.

Ein Vertrauensbruch kann die Freundschaft gefährden. Dadurch, dass man private Sachen erzählt, wird man transparent und somit greifbar, aber auch besonders verletzlich. Zudem werden dem Gegenüber aber auch ein Nährboden und eine Basis geboten, den anderen an sich zu binden. *„Und der Mensch heißt Mensch, weil er wärmt, wenn er erzählt.“*
(H. Grönmeyer)

Der Eine steht für den Anderen ein, was ich bereits in der Grundschule erlebt habe. Freunde grenzen sich vor Neidern ab, die die Freundschaft zerstören wollen. Auch später im Erwachsenenalter gibt es viel Neid und Eifersucht. Ich finde, Enttäuschungen in Freundschaften können sogar durchaus wie Liebeskummer sein.

Sabine Scheffler

Warten

Gerade lese ich ein Buch, das ein Syrer und ein Deutscher gemeinsam geschrieben haben und worin sie den kulturellen Unterschieden nachgehen. Und da ging es in einem Kapitel auch ums Warten. Die Deutschen warten so ungern, stellte der syrische Autor fest. Über die deutsche Bahn zum Beispiel werde schon geschimpft, wenn sie nur ein paar Minuten Verspätung habe. Bei seinen Überlegungen, woran das liegen könne, vermutet der Syrer eine ganz unterschiedliche Bewertung des Wartens. Während Deutsche die Zeit des Wartens als verlorene Zeit empfänden, verstünden die Syrer sie als gewonnene Zeit. Diesen anderen Blickwinkel finde ich höchst interessant. Warten als gewonnene Zeit. Ich bin offensichtlich typisch deutsch, denn für mich war es bisher tatsächlich immer verlorene Zeit. Weil ich mein Ziel nicht so schnell erreiche wie gewünscht, meine Planungen für den Tag durcheinander geraten, ich nicht genau das zu der Zeit tun kann, was ich mir vorgestellt habe.

Einmal stand ich in Süditalien an einer Bushaltestelle und stellte zu meiner Verwunderung fest, dass es gar keinen Fahrplan gab. Ich konnte weder herausfinden, wohin der Bus fahren noch wann er kommen würde. Bei mir löste das Stress aus - ganz im Gegensatz zu den Menschen, die mit mir dort warteten. Neben dem fehlenden Fahrplan überraschte mich noch mehr der Lärm, der in dem Wartehäuschen herrschte. Die Menschen unterhielten sich lautstark, gestikulierten, lachten, begrüßten sich. Alle waren offensichtlich bester Stimmung. Ich hatte fast den Eindruck, sie wären enttäuscht gewesen, wenn der Bus schon bald gekommen wäre - was er nicht tat. Die Menschen waren anscheinend nur in zweiter Linie gekommen, um mit dem Bus zu fahren. In erster Linie war es ein social event. Ich hätte gerne gewusst, ob sich die plaudernden Menschen schon vorher gekannt hatten oder ob Fremde miteinander sprachen. Da die Stadt nicht sehr klein war, werden sich auf gar keinen Fall alle gekannt haben, auch wenn sie sehr vertraut miteinander umgingen. Das war für einen netten Plausch offenbar nicht nötig. Da lernten sich also ganz unbekannte Menschen kennen, waren neugierig aufeinander und freuten sich über die Gelegenheit sich auszutauschen. Ein Gewinn für den Tag!

An diese Szene musste ich denken beim Lesen des Buches der syrisch-deutschen Autoren. Welch anderes Lebensgefühl muss man haben, wenn man so mit dem Thema 'Warten' umgeht. Ich finde das faszinierend. Wie viele Möglichkeiten lassen wir Deutschen bei unserem Verständnis des Wartens ungenutzt vergehen. Ob ich meinen Blickwinkel in Zukunft ändern kann? Mit ein bisschen Übung gelingt es mir vielleicht. Heute Morgen hatte ich erstmal schlechte Laune, weil ein Termin von mir platzte und ich viel zu früh bei Hölderlin war. Und dann hatte ich ein sehr nettes Gespräch mit einer anderen Klientin und noch ein bisschen Zeit, um in der Zeitung zu stöbern. Die schlechte Laune hätte ich mir also sparen können, ein völlig überflüssiges Gefühl an der Stelle, und mich lieber an dem unverhofften Gewinn freuen.

Dörthe Quitmann

Der Himmel hängt tief, er sieht aus, als müsse er sich hinlegen. Von der Elbe steigt Nebel auf, zäh und gemein wie eine alte Krähe. Ich schlage meinen Mantelkragen hoch, aber es hilft nichts: Die Feuchtigkeit kriecht mir in die Knochen. Mein Kopf tut weh, ich habe zu wenig geschlafen.

Susanne Buchholz: Revolverherz, Suhrkamp, 2021



och oben in den **Wolken**, umgeben von seinen Brüdern und Schwestern, sammelte sich ein Tropfen und wurde flügge. Er begann, seine Reise herab, während er sich verspielt vom Wind hin und her wehen ließ und auf stärkeren Böen zu tanzen begann, unter ihm die Welt im Blick, von welcher er ein Teil werden wollte. Als er schließlich am Boden ankam, landete er auf trockener Erde und begann langsam in ihr zu versickern, er traf auf seine mineralischen Freunde und reifte, entwickelte sich, um seiner folgenden Verpflichtung gewachsen zu sein, denn sicher, im Schutz des Erdreichs, lag ein einzelnes, geduldig wartendes Samenkorn. Der Tropfen verband sich mit dem Samen und schenkte diesem von innen heraus die Kraft, zuerst vorsichtig und zögerlich aufzukeimen und führte dann liebevoll dessen Triebe weiter ins Erdreich, um den Samen mit der Sicherheit zu erfüllen, die es brauchte, um den Mut aufzubringen, die oberste Erdschicht mit seinem Keimblättern zu durchbrechen und sich der Welt in all seiner schönen Verletzlichkeit zu präsentieren und im Licht der Sonne gebadet, genüsslich von ihren Strahlen zu kosten. Weder die Pflanze, noch der Tropfen in ihrem Inneren, nahmen es dem Wesen übel, als es sie beide aus dem Boden riss und verspeiste, sie drei würden lediglich für eine Weile zu einer Einheit werden, und so spendete die Pflanze dem Wesen die Energie, die es brauchte, um diese gemeinsame Welt zu erleben. Irgendwann trennte der Tropfen sich, von Heimweh getrieben, von Pflanze und Wesen und verdunstete, um leicht genug zu sein, den langen Weg zurück zu seinen Geschwistern in den Wolken anzutreten, er würde eine Weile über der Erde schweben und das Treiben betrachten, von dem er ebenso ein Teil war, wie die Pflanze, der Boden, das Wesen und alles andere, was diese bunte und chaotische Welt bevölkerte, und schon bald würde er sich wieder auf den Weg herab für eine weitere Runde in seinem ewigen Zyklus begeben.

Felix Orgaß

Illustration: Thorsten Hagen



Von unten sah die Wasseroberfläche aus wie ein Weizenfeld im Sturm. Ein Feld voll grün leuchtender Ähren. Der Wind modellierte wilde Bewegung in das Wasser, trieb die Wellen vor sich her und die Abendsonne verwandelte all das in pure Schönheit. Bei Sonnenuntergang stieß Martina sich unter Wasser vom Sandboden ab und ließ sich von dem Licht kraftvoll nach oben ziehen. Immer noch war es völlig still, während sie durch das Wasser nach oben stieg. Erst langsam, dann immer schneller, bis sie mit einem Jubelschrei durch die Wasseroberfläche brach. Unzählige Wassertropfen wurden nach oben gerissen und funkelten im letzten Licht der untergehenden Sonne.

(frei nach C. Gerald Gerdson: Innenwelt, wortkrieger.de)

So ein schönes Bild!

*Wasser und Sonne, besonders die untergehende, oder insgesamt
das Abendlicht, schaffen so viel Schönheit!*

*Schon lange liebe ich es, die Effekte, die das Sonnenlicht
auf Wasser hervorruft, zu beobachten.*

Ob es nun das Meer ist, ein See, ein Fluss oder ein Bach.

*Das Funkeln, wenn sich das Sonnenlicht auf der leicht
gekräuselten Wasseroberfläche bricht!*

*Wenn ich schwimmen gehe, schwimme ich immer auf dieses
Funkeln zu, und versuche, es in mein Herz aufzunehmen.*

*Oder wenn sich die Meeresbrandung am Mittelmeer durch die sinkende
Sonne erst silbern und dann gold-rosa verfärbt!*

*Aber auch, wenn das Abendlicht das Wasser golden grün
oder blau und rosa einfärbt!*

*All das ist so schön und völlig kostenlos zu haben,
ich brauche nur Zeit und Aufmerksamkeit.*

*Dieser wundervolle Sommer, in dem ich viel in, und vor allem,
auf dem Wasser war, ist voll von solchen Eindrücken und Bildern.*

*Sie füllen meine Seele, und ich hoffe,
es sind genügend, um im Winter davon zu zehren.*

Wasser ist für mich mit Sommer verbunden, weil ich so gern in der Natur schwimmen gehe, und weil die Wärme es für mich freundlich macht. Im Winter ist Wasser zwar auch da, manchmal sogar sehr viel davon, aber da ist es kalt und distanziert. So kommt es mir jedenfalls vor und ich mag gar nicht daran denken!

Noch ist es ja Sommer, und so viel Wasser liegt vor der Tür und ist erreichbar.

Ich würde diesem Text gern ein Bild beifügen, wie die Trave sich leicht bewegt durch die Wiesen schlängelt, das Wasser klar und sauber. Beschreiben kann ich es nicht...

Und dann im Kanu, die Paddel stechen mehr oder weniger rhythmisch ins Wasser, und das Boot gleitet über die Oberfläche. Wiesen, Äcker und Waldstücke ziehen vorüber. Am Ufer sind manchmal Vögel, andere Wildtiere oder Kühe zu sehen, und über dem Wasser schwirren Libellen.

Der Wechsel zwischen selbstvergessener Bewegung und gelegentlicher Aufmerksamkeit (da: ein Eisvogel!) lässt die Zeit unglaublich schnell vergehen, und macht den Kopf frei von Plänen, Verpflichtungen und quälenden Gedanken. Das Paddeln und auch das Sitzen sind aber anstrengend, und so brauchen wir ab und zu eine Pause, in der wir essen und trinken und uns ausstrecken können. Oder wir gehen ein Stück, erkunden die Umgebung an Land oder schwimmen.

In das Wasser einzutauchen, das mich so lange getragen hat, ist ein unvergleichliches Erlebnis!

Heike

Der Zirkus war ins Dorf gekommen.

S U L E I K A

Langsam umkreise ich die Wiese mit den Zirkuswagen, auf der gerade das Zelt errichtet wird. Hin und her gerissen zwischen unbändiger Neugier und meiner dabei so hinderlichen Schüchternheit.

Zwei andere Kinder aus der Nachbarschaft sind ohne Bedenken zu den fremden, dunkelhaarigen Menschen gelaufen und fragen, ob sie helfen dürfen. Sie dürfen, und nachdem ich eine Weile zugesehen habe, wie sie sich mit dem Aufstellen der Klappbänke herumplagen, wage ich mich näher heran. Die Bänke sind schwer, aber das lustige Mädchen mit dem herrlichen, glänzend schwarzen Zopf, das genauso groß ist wie ich, fasziniert mich, so dass ich mich nun ebenfalls mit den Dingen abmühe.

Am Rand der Wiese, zwischen Wagen und Zelt, steht ein Kamel. Es hat zwei Höcker und sieht genauso aus, wie ich mir ein richtiges Kamel vorstelle – kamelhaarfarben, mit plumpen Füßen und mürrischer Miene.

Aus Kamelhaar macht man ganz feine, teure Mäntel, sagt meine Mutter. Wie es sich wohl anfühlt?

Der Zirkus bleibt eine gute Woche und ich bin jeden Tag dabei – denn das dunkelhaarige Mädchen, Goldie heißt es, hat mich am zweiten Tag angesprochen und gefragt, ob es eine Runde auf meinem Fahrrad fahren darf. Nur kurz, denn wenn ihr Vater zurückkomme, müsse sie Suleika fertig gebürstet haben. Suleika ist das Kamel.

Es dauert keine drei Tage, da haben wir einen Deal: Ich darf – es ist eine Gnade, keine Bezahlung – Suleika bürsten, während Goldie auf meinem Kinderfahrrad um den Patz fährt: Im Stehen und mit ausgebreiteten Armen, genau wie auf den Pferden während der Vorstellungen.

Ich habe nun immer eine Plastiktüte dabei, um das kostbare Kamelhaar, das Goldie sonst achtlos wegwirft, einzusammeln. Habe ich eine Tüte gefüllt, darf ich manchmal eine kleine Runde auf Suleika reiten, von Goldie am Zügel geführt. Kamele sind die idealen Reittiere, viel besser als jedes Pferd. Sie knien sich hin, damit du besser aufsteigen kannst, und dann hast du einen Höcker hinter dir als Rückenlehne und einen vor dir zum Festhalten. Es schaukelt nämlich ziemlich, wenn es läuft, wie ein weiches, warmes Schiff, das träge über die Wiese gleitet.

Das ausgekämmte Fell nehme ich mit und stopfe die Tüten unten in meinen Kleiderschrank. Wochen später entdeckt meine Mutter den Inhalt der Tüten: Verfilztes, schmutziges Unterfell, sorgsam gesammelt in der Hoffnung, mir später, wenn ich älter sein würde, einen vornehmen Mantel daraus zu fertigen.

„Jetzt weiß ich endlich, was hier seit Wochen so stinkt!“ ruft sie aus – und wirft die ganze Pracht in den Müll.

Auf den Zirkus habe ich dennoch jedes Jahr mit Spannung und Vorfreude gewartet. Quaiser hieß er, ein kleines Familienunternehmen, und er war der Höhepunkt jeden Sommers.

Mari Morelli

Illustration: Heidi Schmidt



Der Zirkus war ins Dorf gekommen. Auf der Wiese hinter der alten Schmiede hatten sie ihre Wagen im Halbrund aufgestellt, die Pferde, zwei Esel und ein zottiges Lama grasten etwas abseits. Gleich nach der Schule liefen wir hinüber. Mutter arbeitete heute länger in der Wäscherei, und wir wollten uns bei den Zirkusleuten nützlich machen, vielleicht ließen sie uns dann umsonst zuschauen. Wir schlenderten betont lässig an die buntlackierten Wagen und sahen eine Weile den schwarzhaarigen Männern zu, die Planen über die Zeltstangen zogen. Zwei ältere Frauen mit komischen Männerhüten streuten Sägemehl in die Mitte. Es roch nach Zwiebeln und nassem Fell, und irgendwo fiedelte einer so gefühlvoll, dass wir vor Glück kaum noch atmen konnten.

frei nach: Susanne Jabs Gröner, Der Löwenwagen,
aus: Zunächst mal den Winter abwarten, Verlag Expeditionen, 2017

Ja, so war's schon vor vielen Jahrzehnten in meiner Kindheit in Murnau. Da durfte der Zirkus direkt neben dem Sportplatz an prominenter Stelle auf einer freien Wiesenfläche seine bunten Wagen aufstellen und das Zelt als mächtigen Mittelpunkt in die Höhe bauen. Jeder Handgriff der Männer saß und mit Geschick und viel Kunstfertigkeit war der Zirkus in wenigen Stunden startklar.

Und natürlich hatten wir Kinder und Jugendliche, je nach Talent, auch die Möglichkeit mit anzupacken. Die kleinen Hilfsarbeiten waren auch wertvoll. Tiere füttern, Wassereimer tragen, Bänke und Holztische mitaufstellen, Wege säubern und das Kartenhäuschen am Eingang mitausgestalten.

Und natürlich bekamen wir alle... und wir waren viele... die bunten Flyer zur Verteilung an das Murnauer Publikum gerne mit auf dem Heimweg in die Hand gedrückt!

Und natürlich mussten die Eltern und Onkel und Tanten und alle Anverwandten mitkommen in die bunte Zirkuswelt, die meist für 14 Tage gastierte. Auch in der Schule war der Zirkus das dominierende Thema. Die Abendvorstellungen waren bei uns Jugendlichen immer sehr gefragt. Natürlich auch wegen der vielen netten Mädchen. Die 14 Tage vergingen wie im Fluge und am Ende der letzten Vorstellung freuten wir uns schon auf den Zirkusbesuch im nächsten Jahr.

F. Richter

Formosa-Spargel

Morgens um 5 Uhr aufstehen.
Noch sehr klamm aus der Wäsche sehen.
Mit anderen Verschlafenen auf dem Bahnsteig warten,
um pünktlich halb 7 im Hafen zu starten.
Der Nebel hebt sich, doch es ist noch kalt.

Ich trage Klamotten, die sind schon alt.
Kein Job für eine werdende Schauspielerin.
Doch ich musste verdienen, was anderes war nicht drin.
Vorübergehend im Hafen, Dosen putzen.
Erzählte es niemand, die würden nur stutzen.

Da hatten sich Schulden angehäuft.
Es stand mir zum Hals, wie sowas dann läuft,
'ne eigene Wohnung war gar nicht drin.
Saß viel in Kneipen und langte voll hin.

Bei den Eltern zu wohnen war immer noch fein,
ich musste auch nie pünktlich zu Hause sein.
Nun putzte ich Dosen mit anderen Frauen,
auf schwankendem Boot, gehalten mit Tauen.

Die Stückzahl der Dosen war unbegrenzt.
Doch wehe, wenn mal Eine die Zeit verschwänzt!
Die Dosen kamen aus Formosa.
Und wehe, wenn man nicht richtig hinsah
und es fiel so ein Ding einem auf den Fuß!

Man wollte werfen es in den Fluss.
Dann kam ein Aufseher stracks daher:
„Die Dose bezahlst du, na bitte sehr!“
Nie wieder esse ich Spargel aus Formosa,
auch wenn ich leide noch so großen Hunga!

Sanne



Die fahrenden Händler verstaute ihre Waren auf den hölzernen Anhängern. „Wann werdet ihr wiederkommen?“, fragte Lúmiel einen der Lebensmittelverkäufer, der bis auf einige Gewürze seine Ware losgeworden war. Er sah kurz zu den anderen Händlern. Viele waren es nicht mehr, die zu diesem Ort reisten, der Zeltstadt hinter dem Gebirge am Rand der Tahirr-Wüste. „Ich weiß es, es gibt Gerüchte...“, sagte er.

frei nach Rob F., Die Schattentochter, wortkrieger.de

Doch dann verstummte Éshilál plötzlich. Lúmiel warf ihrem Bruder Lúniz einen raschen Blick zu. Er musterte Éshilál eingehend, wachsam, hielt Ausschau nach einem Zeichen, dass der Händler sie verraten würde.

„Was für Gerüchte?“, fragte er, seine Hand legte sich auf den Griff seines Dolches. Lúmiel legte ihrem Bruder eine Hand auf den Arm.

„Lass ihn, wir können ihm vertrauen.“ Lúniz schien diese Aussage nicht zu besänftigen. „Ach ja?“, seine Stimme klang scharf und war ebenso misstrauisch wie sein Blick. Er wies mit einer raschen Handbewegung auf eine Gruppe Soldaten, die in ihren schwarzen Rüstungen Patrouille gingen auf dem Markt.

„Erst heute Morgen haben sie fünf unserer Leute verhaftet...“ Lúmiel sog scharf den Atem ein. Das hatte sie nicht gewusst.

„Sind sie in den Schwarzen Kerkern?“ Die Schwarzen Kerker waren Zellen im Hochsicherheitsgefängnis von Mashakyna. Wer dort hineinkam, sah nie wieder das Licht der Sonne.

„Nein.“, sagte ihr Bruder bitter. Seine Augen blitzten vor Hass und Trauer.

„Sie sind tot. Sie haben sie heute am frühen Nachmittag hingerichtet...zur Abschreckung, hier auf dem Marktplatz.“

Lúmiel war erschüttert. Der Kaiser ging mit aller Härte gegen die Rebellen vor. Sie dachte an Lúriel, ihre kleine Tochter. Obwohl die Angst mit eiskalten Händen nach ihrem Herzen griff, wiederholte sie die Frage ihres Bruders:

„Was sind das für Gerüchte?“ Éshilál zögerte. Er schluckte.

„Es sind Gerüchte über die Schattentochter...Sie soll dereinst den Kaiser stürzen und unter ihrer Führung wird unser Volk, die Ámáysisidyá, wieder frei sei und das Joch der Knechtschaft durch die Káshádzá abschütteln...“

Lúmiels Herz begann heftig zu pochen, als ihr die Bedeutung der Worte klar wurde. Die Schattentochter... ihr eigener Name „Lúmiel“ bedeutet Schatten in der Sprache ihres Volkes... und ihre Tochter Lúriel war die „Schattentochter“. Ein eisiger Schauer schien über ihren Rücken zu laufen. Sie hatte so sehr gehofft, dass die Prophezeiung falsch war, dass die Shénáví, die Seher ihres Volkes, sich geirrt hatten...

Nein, nicht meine Tochter, dachte sie. Ohne es zu wissen hatte Lúmiel ihr Schwert gezogen. Lúniz sah sie an, als ob sie den Verstand verloren hätte.

„Steck das weg, bei allen Dämonen der Wüste... wenn die Wachen uns sehen... sind wir so gut wie tot...“

Seine Stimme war leise und eindringlich, Furcht sprach aus seinen Worten, während sein Blick rasch und unstet die Umgebung absuchte, um festzustellen, wo sich die kaiserlichen Wachen befanden und wie weit sie von ihnen entfernt waren. Es war bei Todesstrafe verboten, in der Stadt oder auf dem Markt Waffen zu tragen. Lúmiel schüttelte den Kopf. Sie wirkte ein wenig verwirrt, als ob sie gerade wieder zu sich kommen würde, wie jemand der aus einem langen Schlaf erwacht.

Sie steckte ihr Schwert hastig zurück in die Scheide, denn es war strengstens verboten, in Afshan Waffen zu tragen. Dieses Gesetz war vom Kaiser erlassen worden, nachdem es die ersten Aufstände gegeben hatte, die er von seinen Truppen mit aller Härte hatte niederschlagen lassen.

Sie bedankten sich rasch bei dem Händler und ihr Bruder nahm Lúmiel an der Hand und zerrte sie mit sich fort.

„Schnell, komm, wir müssen hier weg!“

Die Soldaten, die eben noch zu sehen gewesen waren, waren nun verschwunden. Ihr Bruder fluchte und schob sie in eine enge Gasse.

„Hier entlang.. hier werden sie uns nicht...“ Er verstummte. Am Anfang und am Ende der Gasse erschienen die kaiserlichen Soldaten in ihren schwarzen Rüstungen, mit gezogenen Schwertern. Lúmiels Blick flog nach oben zu den Dächern der Häuser. Dort waren Bogenschützen erschienen.

„Halt! Stehen bleiben, im Namen des Kaisers!“, bellte einer der Soldaten.

Lúmiels Blut gefror zu Eis in ihren Adern.

Sie saßen in der Falle...

E. Koschote

Die Suppe wird gebracht, mit Safran und Knoblauch gewürzt, Brotstücke schwimmen dick und vollgesogen in ihr wie in einem Teich. Es ist ein buntes, ewiges Gericht, ein Gericht der Lebensfreude. Kann man nur auf der Straße essen, der Saft tropft uns von Mund und Händen. Vor dem nächsten Gang gehen wir Händewaschen, doch bald triefen wir wieder.

„Wie gefällt es dir?“

„Großartig gefällt es mir, solange ich mit den Händen essen darf.“

frei nach Helen Wolf, Hintergrund für Liebe, Weidle 2020

Essen tue ich sehr gerne, allerdings am liebsten mit Besteck. So, wie unser Dackel mit dem passenden Namen „Adrett“, konsequent Wasser mied, wo es nur ging, so vermeide ich es, zubereitetes Essen anzufassen. Ich esse sogar Brathähnchen mit Messer und Gabel. Ich finde das zwar selbst etepetete, aber ich fühle mich wohl damit.

Nach meiner letzten Krise habe ich das Kochen für mich wiederentdeckt. Ich achte darauf, dass ich frisches Gemüse – möglichst regional und saisonal – im Haus habe und zum Frühstück Haferflocken und Obst. Am Wochenende backe ich und nehme den Kuchen mit zu meinen Eltern. Und es reicht noch für Besuch am nächsten Tag.

Mit Essen auf der Straße habe ich einmal schlechte Erfahrungen gemacht. Das ist allerdings schon richtig lange, nämlich 39 Jahre, her. Damals war ich in Mexiko unterwegs und wusste zwar von der Rache des Montezuma, dachte aber, die könnte meinem robusten Verdauungstrakt nichts anhaben.

Ich wurde aber eines Besseren belehrt. Eines Morgens wachte ich mit Bauchschmerzen auf und schaffte es gerade noch zur Toilette. Zum Glück kannte meine Gastfamilie einen Arzt, der eine Amöbenruhr diagnostizierte und mich mit Antibiotika versorgte. Fast eine Woche konnte ich das Haus nicht mehr verlassen.

Vielleicht kommt daher meine Abneigung, mit den Händen das Essen anzufassen – vor allem auf der Straße.

Rowina Redwood

Illustration: Anne Blume



Der beste Weg, einen Freund zu haben, ist selbst einer zu sein.

Ralph Waldo Emerson (1803-1882, amerikanischer Philosoph und Schriftsteller)

... sich selbst eine gute Freundin sein!

Oh ja, das ist eine tolle Idee!

Sich selbst eine Freundin sein, die mit dir durch dick und dünn geht –
die dich schützt und achtet, die dich in den Arm nimmt,
wenn du Zärtlichkeit brauchst.

Die in den unterschiedlichsten Lebenssituationen für dich da ist.

Schön zu wissen, da ist immer jemand,
wie eine fürsorgliche Mutter, die immer –
ja wirklich immer – ein gutes Auge auf dich hat.

Oh ja, wie wunderbar!

Doch du weißt ganz genau – du selber kannst dir diese Freundin sein.

Doch wie geht das?

Gibt es dafür etwa eine Anleitung: so wie beim Stricken?

2 Maschen rechts, 2 Maschen links?

Nein, so einfach ist es wohl doch nicht!

Aber wie sonst?

Psychologen beschäftigen sich bestimmt schon lange damit.

Fragen wir doch einfach mal nach.

Um sich selber eine gute Freundin zu sein,

ist es erforderlich, sich selber zu mögen.

Etwa so: „Ja hallo, das bin ich.“

Ich bin umtriebig und stresse mich momentan selber...

Habe mich gerade hingesezt, dann fällt mir etwas ein:

Ich stehe also wieder auf, laufe in die Küche, hole unsere selbstgemachte Erbsen-
suppe aus dem Kühlschrank, stelle sie auf den Herd und schalte ihn ein.

Dann gehe ich wieder raus, in unseren Garten.

Kaum sitze ich, wieder ein Gedanke.

Also das gleiche Spiel.

Nein, ich bin nicht immer manisch, sondern eben umtriebig.

Dann halte ich einen Moment inne.

Ruhe.

Erstmal stehe ich dazu, dass ich so bin.

Das habe ich von meinem Vater, denke ich.

Schon kann ich es besser annehmen, wenn ich die Wurzeln kenne.

Dann scherze ich mit mir. Ja, ich lache innerlich – das bist auch du!

Ich atme dann tief durch.

Dann spreche ich mit mir und frage:

„Wollen wir Freunde sein?“

Ich atme wieder tief durch.

Ich lehne mich in meinem Stuhl zurück und schließe meine Augen.

Ich bekomme keine Antwort!

Ich trinke einen Schluck Wasser und ruckele mich auf meinem Stuhl zurecht,
und frage mich erneut: Wollen wir beide Freunde sein?

Ich verschränke meine Arme hinter meinem Kopf und schließe wieder meine
Augen.

Umtriebig sein, das bist du mit oder ohne Psychose.

Anfreunden mit dir?

NEIN!

Nun, heute hat es nicht geklappt, aber einen kleinen Schritt weiter gekommen bin ich
schon.

Mal sehen, was morgen passiert...

Astrid Halpaap

So allein. Rauch stieg aus der Zigarette in ihrer Hand hinauf, sodass ihre Lippen und ihr Gesicht dahinter verschwanden. Ein trockenes Räuspern entwich ihren Lippen. Den Lippen, die Sekunden zuvor noch an der Zigarette zogen, als handle es sich um ein Heilmittel gegen ihre Sorgen. Zug ein. Zug aus. Während sie kleine Rauchwolken in die Luft stieß, beruhigte sich ihr Herzschlag langsam.

frei nach S.Riek: GemEinsamkeiten, wortkrieger.de

Mit meiner Zigarette bin ich am liebsten allein.
Keiner redet mir irgendwas ein.
Ich brauche sie, um nur bei mir zu sein.
Natürlich ist es nur blauer Dunst.
Rauchen kann jeder, das ist keine Kunst.
Seit Jahren bin ich am Abgewöhnen,
doch kann ich nicht mit Erfolgen tönen.
Manchmal ist mir zum Heulen zumut',
manchmal im Stress treibt's mich zur Wut,
manchmal ist mir so öd und leer,
dann hol' ich mir 'ne Zigarette her.

Doch hab' ich 'ne ganze Schachtel bei mir
werde ich haltlos, verfalle der Gier.
Zerstückerle in Pausen den ganzen Tag,
ich rauche, auch wenn ich es gar nicht mag.
Nur schnell die Packung hinter mich bringen,
vielleicht kann ich mich dann zum Aufhören zwingen?
Das Rauchen ist mein Kreuz und Leid.
Warum das alles? Ich bin doch sonst so gescheit!
Die Zigarette, die böse, füllt eine Lücke.
Sie gibt sich erst harmlos, doch ist's voller Tücke.
Sie gaukelt mir vor, ganz hilfreich zu sein,
doch merk' ich in den Venen ein Ziehen im Bein.
Inzwischen bin ich süchtig, am Tag nur mit drei'n.
Und immer noch denk ich, ich hör' damit auf,
nur, weil ich mir selber keine Packung kauf!

Sanne

Felix wollte schon immer andere Wege gehen als seine Mitschüler. Als seine Lehrerin Frau König ihn fragte: „Und, Felix, wo wirst du dein vierwöchiges Praktikum am Montag beginnen?“, sah Felix auf, seine Augen begannen zu strahlen und er antwortete: „Beim Weihnachtsmann!“ Die Klasse brach in Gelächter aus. „Beim Weihnachtsmann?“, fragte Frau König ungläubig. „Ja“, Felix beugte sich zu seiner Tasche, holte einen Brief hervor und augenblicklich verbreitete sich ein Duft aus Lebkuchen, Äpfeln und Zimt im Klassenzimmer. Frau König trat an Felix' Tisch und las den Brief. Der war über und über mit Glitzerstaub versehen und am unteren Ende prangte ein leuchtendrotes Siegel. „Hm. Dieses Schreiben sieht irgendwie authentisch aus“, murmelte Frau König. „Sie wollen uns ja eh einen Tag besuchen, da werden Sie schon sehen!“, lachte Felix.

frei nach prosasanne: Praktikum beim Weihnachtsmann – oder die Lehrerin, die ständig in Ohnmacht fiel, wortkrieger.de

„Beim Weihnachtsmann, beim Weihnachtsmann“,
spricht Felix, strahlt Frau König an,
„zum Praktikum steht mir der Sinn“,
die Lehrerin ist baff und hin.

Der Knabe zeigt ihr dann ein Schreiben,
denn Schreiben mögen Lehrer leiden;
der Weihnachtsmann hat ihm geschrieben,
ob ihm zu lernen tät`s belieben.

Die Einladung, die Einladung,
verleiht dem Knaben tollen Schwung,
die Stimmung schwappt ins Klassenzimmer,
der Weihnachtsmann zieht eben immer!

Ein Praktikum beim Weihnachtsmann:
Was man bei dem wohl lernen kann?
Paketgeschenke überbringen –
die Kinder haben dann zu singen.

Auch die Gedichte aufzusagen
muss sich der Praktikant nicht plagen,
nur Schlitten fahren muss er selber –
nicht anspruchsvoll, mehr was für Kälber.

Auf den Gebrauch auch seiner Rute
verzichtet er, der Liebe, Gute,
schenkt dafür Äpfel, Zimt und Kuchen –
dem Weihnachtsmann wird niemand fluchen!

Und ist das Praktikum zu Ende,
folgt noch der Praktikumsbericht,
doch wie man`s drehe, wie man`s wende –
schön war sie doch, die Weihnachtsg'schicht!

Michael B.

Familientreffen Schulensee in Schleswig-Holstein

Bei Oma, in der Herzens-Stube,
Ur-gemütlich, voller Ruhe,
nordisch nüchtern, hängt und steht
Zierrat, der das Herz erhebt.
Bald kommt die stille Abendstunde.
Wir sitzen dann in reger Runde.
Zu trinken gibt's was feurig Frisches.
Und „Finger-food“ steht auf dem Tisch.
Die Bluts-Verwandschaft diskutiert,
während ich mich durch probiere.
Viel Nüsse, Datteln und auch Feigen,
Salz-Zeug, Chips und Süßigkeiten.
Die Welt-Debatte flattert hitzig,
oft sehr ernst, auch manchmal witzig.
Ich schaue meinem Trinkglas zu,
wie es sich leert und fühl' mich gut.
Ungezählte Gläser nippend
Und auch was Kurzes runter kippend
Folge ich den heißen Themen,
an denen alle teil nehmen.

Die Großfamilie trifft sich heute,
rechtschaffende und gute Leute.
Im Kellerzimmer schlaf' ich müde
Mit Vater, Mutter und den Brüdern.
Manchmal sind's noch mehr Verwandte:
Cousin, Cousine, Onkel, Tante.
Ich schlafe in der Regel aus
Und komm' zu spät zum Frühstücksschmaus.
Wenn wir im Auto heimwärts sausen,
schaue ich zum Fenster raus,
tagträume selig vor mich hin,
ein Traum-Gemisch aus Quatsch und Sinn.

Ich lasse diese Schwelgereien
auf der Rückbank glücklich gleiten.
Dann wird' ich oft so seltsam still
Und weiß ganz sicher, was ich will.
Die satte Sammlung macht mich stark
Und Tat-bereit beim Schulalltag,
der morgen wieder flott beginnt,
weil ich ein prima Schüler bin.

Das hab' ich allen zu verdanken,
die gestern noch bei Opa tranken,
feierten, zusammen hielten:
Die Krieger meiner Großfamilie.
Der starke Stamm dieser Gestalten,
die vorbildlich zusammen halten
hat sich den Wohlstand wohl verdient
mit stetem Fleiß und treuer Liebe.
Wenn es auch oft nicht einfach wäre,
trotz aller Wut und Lebens-Härte,
stets haben sie sich hoch gewunden
und bleiben immer treu verbunden.
Sie alle haben was verstanden
Vom Sinn dieser Familienbande.
Und wenn ich einmal groß sein werde,
dann danke ich der lieben Erde,
die uns alle prächtig prägte,
und widme dem Familiensegen,
im deutschsprachigen Vaterland,
dies Reim-Gedicht aus leichter Hand.

Martin Liedtke



Als sie sich schlafen legt, beobachtet Agafja eine Weile das verglühende Holz. Sobald das letzte Licht erlischt, lauscht sie in die Dunkelheit, hört den Stimmen zu, dem Rascheln der Blätter, den heulenden Wölfen, dem Rauschen des Yerinat. Bevor sie wegdämmert, den Träumen entgegen, weckt sie ein Geräusch auf, ein Knall, den sie anfangs für den Teil eines Traums hält. Sie öffnet die Augen und nimmt den beißenden Geruch wahr, der nicht zu dem würzigen Duft aus Harz und Rinde passt, der sonst die Luft erfüllt. Agafja schreckt hoch und tritt vor die Hütte. In der Ferne, dort, wo Berge und Wälder aufeinander treffen, entdeckt sie das Feuer, ein rotglühender Punkt in der Finsternis, als säße jemand an einem Lagerfeuer, als wäre etwas vom Himmel gefallen.

Isegrims: Was vom Himmel fällt, wortkrieger.de

Fasziniert starrt sie den hellen Punkt am Horizont an, sie traut sich nicht einmal zu blinzeln aus Angst, sobald sie das Leuchten in der Ferne auch nur für den Bruchteil einer Sekunde aus den Augen verlieren würde, würde dieser die Chance nutzen, um wieder zu verschwinden, als wäre ihre Wahrnehmung alles, was ihn in der Realität verankern würde. Selbst als ihre Augen ausgetrocknet sind und zu schmerzen beginnen, kämpft sie noch eine Weile gegen das Bedürfnis an sie kurz zu schließen. Erst als das Gefühl unerträglich wird, erlaubt sie es sich. Doch auch als ihre Augenlider sich schließen, merkt sie, dass sie noch immer den strahlend hellen Fleck sehen kann, selbst durch ihre geschlossenen Augenlider nimmt sie sein Leuchten noch wahr; genau genommen, so fällt es ihr auf, nimmt sie das Funkeln, jetzt wo sie außer ihm nichts anderes mehr wahrnimmt, nur noch umso stärker wahr.

Wie von einem uralten Instinkt geleitet beginnt sie ganz selbstverständlich, einen Fuß vor den anderen zu setzen, ohne ihre Augen zu öffnen schreitet sie dem Lagerfeuer, dem gefallenem Stern, dem „Licht, das man nicht nur mit den Augen sieht“ entgegen. Erst als sie bereits die Hälfte des Weges hinter sich gebracht hat und das Licht nun beinahe ihre ganze Wahrnehmung in der Dunkelheit hinter ihren Augenlidern ausfüllt, wird ihr klar, dass, solange sie dem Leuchten entgegen geht, kein Hindernis auf ihrem Weg zu liegen scheint. Kurz kämpft sie gegen das Verlangen an, ihre Augen zu öffnen um sich zu vergewissern, dass sie überhaupt noch auf festem Boden steht, doch, so wie sie zuvor Angst hatte, das Licht würde verschwinden, wenn sie ihre Augen schließt, fürchtet sie nun, dass das Öffnen ihrer Augen, ihre „blinde Verbindung“ zu ihm trennen würde. Sie spürt, dass solange es für sie nichts außer dem Leuchten gibt, auch sie für den Rest der Welt nicht existieren würde. Schließlich, nach einem Zeitraum, der unzählige Stunden oder nur wenige Minuten lang gewesen sein

konnte, kommt sie an der Quelle des Lichts an, in der Luft liegt eine sanfte Vibration, die ihr das Gefühl gibt, mit der ganzen Welt zugleich in einer nahezu magischen Frequenz zu schwingen, ein Gefühl, für das sie nur ein Wort hat: Richtig. Sie schwimmt in einem Meer aus Licht durch Wälder und Städte, taucht in Täler und Höhlen herab und überfliegt mächtige Berge, all das in der Gewissheit, dass, solange das Leuchten anhält, ihr nichts passieren konnte.

Die Wärme des Lichtes, das sie umgab, spendet ihr Einsicht in Erinnerungen, welche sie tief in sich vergraben hat, teils schlicht vergessen, teils in die Dunkelheit ihres Unterbewusstseins verbannt. Doch jetzt, wo die gütige Behaglichkeit des Lichtes ihre Blockaden löst, erlaubt sie ihm, die verdeckenden Schatten in ihrem Inneren zu verbannen. Plötzlich beginnt sie sich zu erinnern, an schöne Momente mit ihren Eltern aus ihrer Kindheit, an das Lachen mit Freunden, peinliche Erfahrungen, die ihr die Schamesröte ins Gesicht trieben, ihre erste Begegnung mit dem God, aber auch die Sicherheit, die sie in den Armen ihrer Mutter gespürte hatte, als sie verzweifelt durch den Verlust und das Begreifen des Konzeptes der Vergänglichkeit nichts anderes tun konnte, als machtlose Tränen zu vergießen. Jede dieser Erinnerungen durchläuft sie und materialisiert sich vor ihr, nimmt Gestalt an, welche sich mit den anderen in Form eines Fragmentes zu etwas zusammensetzt, und als schließlich alle Teile da sind, steht vor ihr ein Ebenbild ihrer selbst, die formgewordene Kulmination ihres bisherigen Lebens, nur gleicht diese Form ihr nicht in jeder Begebenheit, es gibt an ihr Narben, welche sie sich nie zugezogen hat, von Verletzungen, die es nie gegeben hat und gleichzeitig spürt sie, dass jede dieser Wunden ihre sind, sie spürt einen sanften Schmerz, als sie mit ihren Augen über die vernarbten Stellen ihrer Doppelgängerin fährt, doch obwohl es so viele sind, hat sie nicht das Gefühl, sie würden sie entstellen. Es sind die Beweise für den Weg, den sie bereits zurückgelegt hat, und gleichzeitig ihr Schmuck, den sie offen tragen darf. Dankbar für diese Erkenntnis umarmt sie sich, wie sie dort vor sich selber steht und merkt, wie der Schmerz in den unsichtbaren Narben sich in heißglühende Kraft verwandelt, sanft setzt das Licht sie auf dem Boden ab, bevor es zu verlöschen beginnt, seine Aufgabe war vorerst erfüllt, es würde jedoch niemals ganz verschwinden.

Sie blickt sich kurz noch einmal um und macht sich auf ihren Weg.

Felix Orgaß

Als Kind fand ich im Herbstlaub vor dem Zaun einen Igel. Ich nahm ihn hoch, legte seinen dichten Stachelpelz auf meine Hand, wiegte ihn sachte auf dem Rücken. Wenn ich stillhielt und eine Weile wartete, rollte er sich auseinander, Arme und Beine angelegt, Augen geschlossen, den weichen Bauch freigelegt. Gut fühlte sich die Handvoll Stacheln an, junges Leben in kleiner Kinderhand, leicht und doch schwer. Ich pustete gegen den hellen Flaum und sah, wie er sich sogleich zusammenzog, kurz darauf bot er seine Unterseite wieder dar. Als ich die Nase senkte, roch er nach warmer Erde.

frei nach linktofink: Stachelig. wortkrieger.de

Die Geschichte vom kleinen Igelchen

Auch ich habe in meiner Kinderzeit, mit meiner lieben Omi, einen kleinen Igel großgezogen.

Wir hatten ihn bei uns im Garten gefunden und fütterten ihn mit frischen Äpfeln und gaben ihm etwas Milch, was man ja eigentlich nicht tun soll. Aber damals wussten wir das noch nicht!

Es war ein eigenartiges Gefühl so etwas Zusammengerolltes, Stachliges zu befühlen.

Als nach einer Zeit der Igel uns etwas kannte und vertrauter mit uns wurde, rollte er sich nicht mehr zu einer stacheligen Kugel zusammen und wir konnten ihn streicheln, sowohl von oben als auch an seinem Bäuchlein. Sein Bäuchlein fühlte sich sehr weich an. Wir staunten sehr, dass er uns auch seine „ungeschützte“ Seite anbot.

Er kam immer zur gleichen Zeit zu uns auf die Veranda, denn er wusste, dort würde er Futter bekommen und versorgt werden.

Wir bereiteten ihm aus ganz viel Laub eine kleine Laubhütte, wo er sich sehr wohl fühlte.

Und wir staunten nicht schlecht, als eines Tages vier kleine Igelchen mit zum Fressen kamen!

Sie waren eine richtige Igelfamilie geworden und wir freuten uns sehr darüber.

Petra Betcher

Der Zirkus war ins Dorf gekommen. Auf der Wiese hinter der alten Schmiede hatten sie ihre Wagen im Halbrund aufgestellt, die Pferde, zwei Esel und ein zottiges Lama grasten etwas abseits. Gleich nach der Schule liefen wir hinüber. Mutter arbeitete heute länger in der Wäscherei und wir wollten uns bei den Zirkusleuten nützlich machen, vielleicht ließen sie uns dann umsonst zuschauen. Wir schlenderten betont lässig an die buntlackierten Wagen und sahen eine Weile den schwarzhaarigen Männern zu, die Planen über die Zeltstangen zogen. Zwei ältere Frauen mit komischen Männerhüten streuten Sägemehl in die Mitte. Es roch nach Zwiebeln und nassem Fell, und irgendwo fiedelte einer so gefühlvoll, dass wir vor Glück kaum atmen konnten.

frei nach: Susanne Jabs Gröner, *Der Löwenwagen*, aus: *Zunächst mal den Winter abwarten*, Verlag Expeditionen, 2017

Dieser Text erinnert mich zum Teil an meine Kindheit in Malchow (Mecklenburg), wenn ich zu Besuch bei meiner Tante war, meiner Cousine und meinen Cousins. Da gab es im Sommer immer einen Jahrmarkt auf dem Dorfplatz, wo wir Kinder voller Freude und Neugier hingegangen sind. Ach, waren das noch romantische und schöne Zeiten! Es hatte etwas von „Heiler Welt“ für mich: die ehemalige DDR, und wir selbst rot wie eine Arbeiterfahne.

Weiter wandern meine Erinnerungen zu meiner Großmutter, die ebenfalls in Mecklenburg lebte, denn jedes Jahr im Sommer war ich für mehrere Wochen dort, ebenso wie viele andere Familienmitglieder, die dort ebenso im Hause meiner Großmutter Urlaub machten.

Ich liebte diese Familientreffen. Wir Kinder schliefen alle zu siebt oder acht im Wohnzimmer auf Campingliegen, die für uns aufgestellt worden waren oder auf dem Dachboden im Stroh. Nach dem Frühstück packte uns meine Großmutter ein großes Proviantpaket mit Kuchen und Keksen und selbstgemachtem Obstsaft ein und wir zogen los zum Linstower oder zum Drewitzer See und verbrachten dort den ganzen Tag. Abends, wenn wir zurückkamen, gab es warmes Essen. Essen aus ihrem Garten und aus dem Wald, wie z.B. selbstgezogenes Gemüse, Pilze oder Sauerampfer-Suppe – kurz: Alles was die Natur hergab, denn meine Großmutter kannte sich sehr gut mit Pilzen und Kräutern aus.

Mein Onkel, der auch im Haus lebte, fuhr manchmal abends mit einem befreundeten Schriftsteller zum Linstower See, um dort zu angeln. Spätabends kam er dann mit einem Eimer voller Fische nach Hause, die meine Großmutter sofort verarbeitete, sie ausnahm, die Schuppen abkratzte, auswusch – und ab in die Pfanne!

So gab es dann manches Mal zum Nachtmahl noch frisch geangelten und gebratenen Fisch. Ach waren das noch schöne Zeiten, die anhielten bis zu meinem 10. Lebensjahr.

Danach sollte alles anders werden ...

Binia Mittendorf

Draußen vor meinem Küchenfenster tummeln sich die Wolken und rutschen noch mal ein Stück tiefer, sie liegen fast schon im Hinterhof rum. Dieser böartige Nieselregen.

frei nach Susanne Buchholz: Revolverherz, Suhrkamp, 2021

Glücksmeditation

Ist es nicht herrlich, auf der richtigen Seite der Fensterscheibe zu sitzen?

Dieses gemütliche, gleichmäßige, angenehm einlullende Prasseln auf Glas. Überhaupt: Glas – Welch eine großartige Erfindung! Man genießt beides, die Vorzüge einer warmen, trockenen Wohnung im Inneren und außen den freien Blick in die nasse Natur. Einen heißen Becher Tee in beiden Händen, beobachte ich aufmerksam, wie sich die niedrig stehenden Wolken fast schon auf meinem Hinterhof tummeln. Und dann erst dieses kostbare Nass, dieser naturnährend Nieselregen.

Wie werde ich mich danach zurücksehnen, wenn im Hochsommer der trockene, böartige Staub mir den Rachen kratzt! Dann fühle ich mich immer als Teil der dürstenden Natur.

Doch daran will ich jetzt nicht denken.

Jetzt sitze ich entspannt in meinem Sessel und trinke heißen Tee.

Die Gedanken wandern vollkommen eigenwillig – oder wollen sie gar nichts? – umher, ziellos zwar, und doch mich an ganz verschiedene Orte tragend. Ja, die Wolken in meinem Hinterhof nehmen mir die Last eigener Fortbewegung ab, bieten sich mir an als Transportmittel hin zu Zielen, die sie wohl noch nicht einmal selber kennen. Und sitze ich dann auf einer dieser Wolken und ziehe mit ihnen durch die Lüfte, dann spüre ich den wohltuenden Nieselregen auf meiner Haut.

Ich bin glücklich.

Michael B.



Jahrzehnte waren vergangen. Fast auf den Tag genau, als Doro das Leihfahrrad an das Gatter stellte. Mit einiger Mühe versuchte sie das große Tor zu öffnen. Sie war im Begriff, auf diesen Hof zu gehen, wo sie früher so oft gewesen war. Irgendetwas trieb sie, diesen Schritt zu tun.

frei nach Heidi: Fünfzig Jahre später, wortkrieger.de

Durch diesen Text werde ich fast 50 Jahre zurückversetzt – in meine Zeit der Pony- und Pferdehöfe. Zuerst erinnere ich die Herbstferien in St. Peter-Ording mit den unvergesslichen Ausritten auf dem Deich. Der Sohn der Besitzerin war ein Mädchenschwarm, der mich mit der Musik der Rolling Stones bekannt machte. „Angie“ und „Satisfaction“ rauf und runter.

1975 bis 1979 verbrachten wir die Oster- und Herbstferien im Harz auf dem Ponyhof von Familie Kirst in der Nähe von Einbeck. Wir waren eine Clique von vier bis fünf Mädchen aus Hamburg.

Und in der Schulzeit sind wir mit 14 bis 17 Jahren jede Woche einmal von Tonndorf zum Reitstall nach Wohldorf gefahren, wo ich ein Lieblingspferd hatte. Pauli, der mir, nachdem ich ihn einmal entschieden zurückgetreten hatte, widerstandslos folgte.

Vorher, zwischen meinem 12. und 14. Lebensjahr war ich am Höltigbaum Mitglied in einer Voltigiergruppe, in der wir Mädchen akrobatische Übungen auf einem im Kreis laufenden Pferd vollführten – gemeinsam nahmen wir auch an Turnieren teil. Und bei der Messe „Du und deine Welt“ hatte ich einen Auftritt, verkleidet als Pippi Langstrumpf.

Ob es all die Ponyhöfe noch gibt, weiß ich nicht. Die Stallungen auf dem ehemaligen Pferdestall am Höltigbaum sind inzwischen zu Apartments umgebaut worden und auf dem Gelände des Pferdestalls in Wohldorf ist heute ein Landschaftsgartenbau-Betrieb ansässig.

Rowina Redwood

tür auf
einer raus
einer rein
vierter sein

*Die folgenden vier Strophen wiederholen den
Aufbau der ersten Strophe und zählen immer
weiter hinunter („dritter“, „zweiter“, „nächster“)
bis zu den abschließenden Zeilen:*

tür auf
einer raus
selber rein
tagherrdoktor

fünfter sein, Ernst Jandl, 1968

Das Rezept

Es war schon wieder soweit – der Termin bei der Psychologin und Verordnerin von Happy-Pillen. Jedes Mal drei Stunden warten. Versunken in der Sitz- und in der verlassenen Spielecke für Kinder. Wer sagt eigentlich, dass Mozarts Musik depressive Verstimmungen vertreibt?

Die Frau mit der grün getönten Brille, die vorhin noch den „Spiegel“ im Wartezimmer las, wurde schon vor einer Stunde ins Sprechzimmer gerufen. Meine Stimmung ist genauso vertrocknet wie der Gummibaum im Wartezimmer.

Nach zwei Stunden traue ich mich, die Sprechstundenhilfe zu fragen. „Frau Doktor hat noch ein wichtiges Telefonat mit der Klinik“, antwortet sie. Vielleicht ist Frau Doktor auch in den ersten Stock in ihre private Küche gegangen und trinkt einen Tee mit Milch. Vermute ich.

Doch dann bin ich auf einmal dran. Die schwere Tür, die so unendlich lang verschlossen war, tut sich auf und ich darf wieder in das Zimmer von Frau Doktor, voller Achatscheiben. Sie schaut mich über ihre Lesebrille an und neben ihr steht der Tee mit Milch.

Ich wollte mich eigentlich über die lange Wartezeit beschweren, aber da halte ich ihn auch schon in den Händen: den Freifahrtschein fürs Glücklichein.

Sabine Scheffler

tür auf
einer raus
einer rein
vierter sein

*Die folgenden vier Strophen wiederholen den
Aufbau der ersten Strophe und zählen immer
weiter hinunter („dritter“, „zweiter“, „nächster“)
bis zu den abschließenden Zeilen:*

tür auf
einer raus
selber rein
tagherrdoktor

fünfter sein, Ernst Jandl, 1968

Das Wartezimmer ist brechend voll, die Schlange geht bis zur Straße. Ich kann mich nach einem Infekt kaum bewegen und habe Angst, eine Nierenbeckenentzündung zu haben.

Ich schließe mich als Letzte der Schlange an, es geht zu wie am Fließband. Alle schweigen, man merkt den wartenden Patienten an, dass sie Angst vor Corona haben. Die Sprechstundenhilfe ist, wie meistens, nicht sehr freundlich. Da ich mich vor Schmerzen kaum bewegen kann, bleibt mir keine andere Wahl als auch zu warten. Das Wartezimmer ist total kitschig eingerichtet und mit Zeitschriften vom letzten Jahr. Endlich nach zwei Stunden komme ich an die Reihe! Nach einer Minute steht die Diagnose fest: Ich habe mir einen Nerv eingeklemmt. Da mein Arzt gleichzeitig Osteopath ist, beginnt er mich einzurenken. Er fragt mich nicht, ob ich damit einverstanden bin. In Kürze liege ich auf der Liege und nehme den Schmerz wahr.

Nach 5 Minuten ist er fertig. Ich verlasse die Praxis mit den Worten: „Wenn das geholfen hat, bringe ich Ihnen eine Flasche Rotwein vorbei!“

Auf dem Weg nach Hause habe ich noch mehr Schmerzen als vorher und ich frage mich, ob die Behandlung das richtige war? Erschöpft gehe ich früh schlafen. Am nächsten Morgen – ich kann es kaum glauben – haben die Schmerzen erheblich nachgelassen. Ich habe mich so gefreut über die Behandlung und die kaum noch spürbaren Schmerzen. Als erstes gehe ich in den Keller und suche eine Flasche Wein aus. Ich fahre zu meinem Arzt und gebe die Flasche am Empfang ab.

Die Sprechstundenhilfe war sehr überrascht, dass ich mein Wort gehalten habe.

Mein Fazit für heute, das Warten hat sich gelohnt.

Conny Empen

Ich war über 20 Jahre **Berufskraftfahrer** in der Mineralölbranche und habe meinen Job geliebt, weil kein Tag wie jeder andere war. Ich bin morgens als erstes zur Raffinerie in den Hafen gefahren, habe den Tankwagen mit Heizöl befüllt und mich dann auf den Weg zum ersten Kunden gemacht: Je nachdem, wo es hinging, mal bis an die Ostsee oder übers Land, aber auch viele Touren in der Stadt.

Beim Kunden angekommen habe ich erst mal geklingelt und mich mit ihm unterhalten, wo der Einfüllstutzen für das Öl ist und wieviel Liter er haben möchte. Dann habe ich noch mal schnell in den Keller geschaut, ob alles in Ordnung ist, und dann den Schlauch ausgezogen. Wenn ich Glück hatte, waren es nur ein paar Meter, aber wir hatten auch Kunden, wo es bis zum Tank 120 Meter waren, was sehr anstrengend war, da der Schlauch ja immer schwer und voll mit Mineralöl ist. Dann musste noch das Grenzwertgeberkabel (es zeigt an, wenn der Tank am Ende befüllt ist) und das Anschlussstück angeschlossen werden und dann ging es auch schon los, entweder genaue Menge oder vollmachen.

Ich habe dann am Stutzen gestanden und einmal die Hand an die Entlüftung des Tanks gehalten, um zu fühlen, ob Luft aus ihm herausgedrückt wird. Wenn ja, war alles in Ordnung, aber wenn nicht, musste ich den Vorgang sofort stoppen, weil dann etwas nicht im grünen Bereich war. Um Ölschäden zu vermeiden, musste ich dann noch mal in den Keller gehen und schauen, was nicht stimmte.

Oft kam auch ein Nachbar vorbei und fragte nach dem Preis. Meistens habe ich ihn dann auch noch beliefert oder gleich eine neue Sammelbestellung aufgenommen – dafür gab es beim Chef noch einen Bonus. Abends fuhr ich dann wieder zurück in der Firma und brachte dann den Rest Heizöl ins Lager.

Ich habe auch Notdienste gefahren oder, wenn die Preise stiegen, auch noch nachts das Lager wieder aufgefüllt. Es war wahrlich kein leichter Job, allein das Fahren mit so einem Geschütz ist nicht ohne, man muss für alle anderen Verkehrsteilnehmer mitdenken und sehr vorausschauend fahren, denn so ein LKW mit fast 36.000 Litern Fassungsvermögen braucht beim Bremsen seine Zeit, um zum Stehen zu kommen – was viele Pkw-Fahrer leider oft vergessen!

Kai

Hier gibt es genug Raum für dich, für alles, was du bist und alles, was du fühlst – alles, was du mitbringst, bietest du dieser Welt an. Du bist weder "zu viel" noch bist du „nicht genug“. Glaube mir, hier ist Platz für dich.

Scott Stabile

Das sehe ich fast täglich am Farmsener Bahnhof: Sehr viele Menschen und alle haben doch Platz. Manchmal bin ich von der Vielfalt überwältigt. Ich bin jahrzehntelang fast überall mit dem Auto hingefahren. Da saß ich in meinem Faradayschen Käfig und die Welt rauschte an mir vorbei.

Der Bus von Farmsen fährt nur alle 20 Minuten und oft genug fährt er mir gerade vor der Nase davon. Dann sitze ich auf einer Bank oder auf meinem Rollator und die Menschen strömen in die Busse und aus ihnen heraus: Mütter und Väter mit Kinderwagen, Gruppen von Schulkindern, Personen mit Rollator oder Rollstuhl, junge Männer mit dunklen Haaren und Bart, afrikanisch, arabisch, europäisch und asiatisch aussehend. Eine Clique von Menschen, die wohl zu Hause alleine sind, sitzen tagsüber auf einer bestimmten Bank vor dem Bahnhof und unterhalten sich.

Oft bin ich von der Situation überwältigt, weil ich denke: Jeder Mensch ist ein einzigartiges, komplexes Sein aus Millionen von Zellen in eine ganz eigene Form gegossen, mit Gefühlen und Gedanken, Wünschen und Ängsten – und doch sind die Menschen in ihren Grundbedürfnissen, nämlich geliebt, geborgen und akzeptiert zu sein, so gleich.

Rowina Redwood



Jahrzehnte waren vergangen. 24 Jahre fast auf den Tag genau, als Doro das Leihfahrrad an das Gatter stellte. Mit einiger Mühe versuchte sie das große Tor zu öffnen. Sie war im Begriff, auf diesen Hof zu gehen, wo sie früher so oft gewesen war. Irgendetwas trieb sie, diesen Schritt zu tun.

frei nach Heidi: Fünfzig Jahre später, wortkrieger.de

Sie hatte damals weiche Knie gehabt und ein penetrantes Kribbeln im Bauch. Was würde sie erwarten? Sie wusste es überhaupt nicht.

Denn es war drei Monate her gewesen, seit sie das letzte Mal auf dem Hof gewesen war. Sie war gekommen, um Hartmut von ihrer Schwangerschaft zu erzählen, dem Ergebnis eines Schäferstündchens zwölf Wochen zuvor. Seitdem hatte sie nichts mehr von ihm gehört.

Das tat sehr weh, denn sie liebte ihn schon, seit sie ein kleines Mädchen gewesen war und für ihre Mutter immer Milch vom Hof der Mommsens geholt hatte. Aber er hatte sie stets mehr oder weniger übersehen.

Ja, und dann hatten sie sich – Jahre später – eines Tages auf der Kirmes wiedergetroffen, als Doro zu einem ihrer seltenen Besuche aus der Stadt, in der sie jetzt studierte, gekommen war. Die Übrigen aus ihrer seiner Gruppe waren früh gegangen und so blieben sie plötzlich zu zweit zurück – hatten Bier und Korn ohne Ende getrunken. Hartmut, weil er in Feierlaune war und etwas genervt, dass seine Kumpel alle so früh abgehauen waren. Und Doro, weil sie die unerwartete Nähe zu ihm, Hartmut, so genoss.

Am Ende des Abends fand sie sich auf dem Heuschober in Mommsens Hof wieder, endlich in den Armen des geliebten Mannes. Sie war dort oben eingeschlafen, und als sie aufwachte, war Hartmut nicht mehr da. Aufgestanden und weggegangen...

Sie wusste nicht, ob sie ins Haus gehen und nach ihm suchen oder sich klammheimlich verdrücken sollte. Schließlich entschied sie sich für das Letztere, denn, wenn sie einem von den Alten begegnen würde, wie sollte sie dann ihre Anwesenheit so früh am Morgen erklären? Sie hinterließ einfach nur einen Zettel mit ihrem Namen und ihrer Telefonnummer. Sie hatte aber danach, wie gesagt, nie mehr wieder etwas von ihm gehört ...

Bei ihrem zweiten Besuch vor fast 24 Jahren war sie damals zum Stall hochgegangen, wo sie die alte Bäuerin angetroffen hatte und nach Hartmut fragte. „Hartmut“, hatte die geantwortet, „der is wech. Nach München. Hat dort ´ne Frau kennengelernt und will vom Hof nix mehr wissen...“

Sie hatte sich damals bedankt und war zu ihrem Fahrrad zurückgekehrt. Sie war dann einfach zum Bahnhof gefahren und mit dem nächsten Zug nach Kiel.

Inzwischen war ihr Sohn Alex fast 24 Jahre alt. Es war nicht einfach gewesen, ihn alleine großzuziehen, aber irgendwie hatte sie es geschafft. Von Hartmut Mommsen hat sie nie wieder etwas gehört.

Heike

„Lass endlich die Feuerleiter hochsteigen!“, rufst du mir zu und schüttelst mich. Wir liegen gerade faul im Gras herum. Die Feuerleiter führt hinauf auf das Dach einer leerstehenden Fabrik. Wir haben sie zufällig entdeckt, hinten am alten Bahnhofsgelände.

frei nach Marys_Bücherwald: Nur Erde und Gras, wortkrieger.de

Immer weiter, immer weiter
auf der alten Feuerleiter...
Der Max ist einer der Ersten.
Er sucht die Gefahren, die schwersten.

Der Benno will ihm Gleiches tun.
Auch Wölfchen kann nun nicht mehr ruh'n.
Klein Harry ist nicht mehr zu halten.
Er will es tun, wie die Alten.

Nun wollen auch die Mädchen ran.
Die Zwillinge sind ein Gespann.
Doch Max ist voll dagegen.
„Ihr kriegt was auf den Bregen!“,
schreit er ihnen von oben zu.
Da verschwinden sie im Nu.

Das Kleeblatt ist jetzt unter sich.
Und die sind gar nicht zimperlich.
Hinein in das leere Gemäuer.
Im Dämmer ist es ungeheuer.

Die Fenster sind gebrochen.
Es hat nach Bier gerochen.
Verrostet und verlassen
liegen da alte Trassen.

Im Treppenhaus gibt es kein Licht.
Hauptsache Klein-Harry stolpert nicht.
Doch als sie unten angelangt
geschieht, wovor sie sich gebangt:

Die Eingangstür verriegelt,
mit Mauerstein verziegelt.
Wie's Abenteuer ausgegangen,
wird nächstens wieder angefangen...

Sanne

Von unten sah die Wasseroberfläche aus wie ein Weizenfeld im Sturm. Ein Feld voll grün leuchtender Ähren. Der Wind modellierte wilde Bewegung in das Wasser, trieb die Wellen vor sich her und die Abendsonne verwandelte all das in pure Schönheit. Bei Sonnenuntergang stieß sie sich unter Wasser vom Sandboden ab und ließ sich von dem Licht kraftvoll nach oben ziehen. Immer noch war es völlig still, während sie durch das Wasser nach oben stieg. Erst langsam, dann immer schneller, bis sie mit einem Jubelschrei durch die Wasseroberfläche brach. Unzählige Wassertropfen wurden nach oben gerissen und funkelten im letzten Licht der untergehenden Sonne.

frei nach C. Gerald Gerdsen: Innenwelt, wortkrieger.de

Sie tauchte durch das Wasser. Es war ein kleiner Gebirgssee, hoch oben in den Bergen des Hindukusch in Afghanistan. Hier konnte sie frei sein. Natürlich nur, solange sie niemand entdeckte.

Sollte das geschehen, wäre ihr Leben verwirkt. Sie lebte seit drei Jahren in diesem Land. Sie hatte sich in dessen wilde Schönheit verliebt und in Khaled.

In ihrem Leben würde sich bald vieles ändern.

Die amerikanischen Truppen hatten das Land verlassen und die Taliban waren wieder da. Eigentlich war es ein Wunder, dass sie jetzt in diesem Land lebte. Vor fünf Jahren war ihre Tochter Jasmina nach Rakka gegangen um sich dem IS anzuschließen.

Damals hatte sie sich gefragt, was sie falsch gemacht hatte, wieso sie so versagt hatte. Sicher hatte Jasmina viel von den Ländern der islamischen Welt erfahren, da ihre Mutter für den Roten Halbmond arbeitete, einer islamischen Hilfsorganisation, vergleichbar mit dem Deutschen Roten Kreuz. Doch, dass ihre Tochter freiwillig nach Rakka, in die Hochburg des IS gehen würde, um dort einen Kämpfer dieser Bewegung zu heiraten, sich zu radikalieren und seine Drittfrau zu werden, das hätte sie nie erwartet.

Sie atmete tief durch, nachdem sie wieder aufgetaucht war.

Sie war selbst zum Islam konvertiert und hatte den Namen „Morsal“ angenommen, der „Rose“ bedeutete. Martina existierte nicht mehr. Sie hatte das Gefühl, sie wäre genauso gestorben, wie Jasmina vor zwei Jahren.

Sie schluckte und spürte wie ihre Tränen über ihre Wangen ins Wasser tropften. Jasmina war damals von der Erstfrau ihres Mannes Massoud aus Eifersucht im Schlaf erstickt worden. Sie hatte es nicht ertragen, dass ihr Mann sich eine deutsche Frau genommen hatte.

Martina verdrängte den Gedanken und schwamm mit kräftigen Zügen zurück ans Ufer. Sie stieg aus dem Wasser und spürte den warmen Wind, der liebevoll über ihre Haut fuhr, sie streichelnd trocknete.

Dann griff sie nach ihren Kleidern, zog sich an und ging zurück zu ihrem Jeep. Der Motor erwachte brüllend zum Leben, als sie den steinigen Bergpfad entlang fuhr, der zurück nach Masar-i-Sharif führte, zurück zu Khaled.

E. Koschote



Berit Rompel

"Lass endlich die Feuerleiter hochsteigen!", rufst du mir zu und schüttelst mich. Wir liegen gerade faul im Gras herum. Die Feuerleiter führt hinauf auf das Dach einer leerstehenden Fabrik. Wir haben sie zufällig entdeckt, hinten am alten Bahnhofsgelände.

frei nach Marys_Bücherwald: Nur Erde und Gras, wortkrieger.de

Ich bin nicht so ein abenteuerlustiger Mensch. Alte, verlassene, heruntergekommene Gebäude sind nicht mein Fall, mir ist dort schnell unheimlich und ich kann in so einer Umgebung in ein Gefühl von Bedrohlichkeit geraten, auch wenn es dafür eigentlich keinen Anlass gibt. Das Verlassene, Trostlose solcher Gebäude legt sich wie ein Schleier über mich und das Sonnenlicht erreicht mich nicht mehr. Wenn ich das Gelände wieder verlassen habe, brauche ich einige Zeit, um das Gefühl der Düsternis und Einsamkeit abzuschütteln und die Welt wieder in Farbe wahrzunehmen. Deshalb meide ich solche Orte.

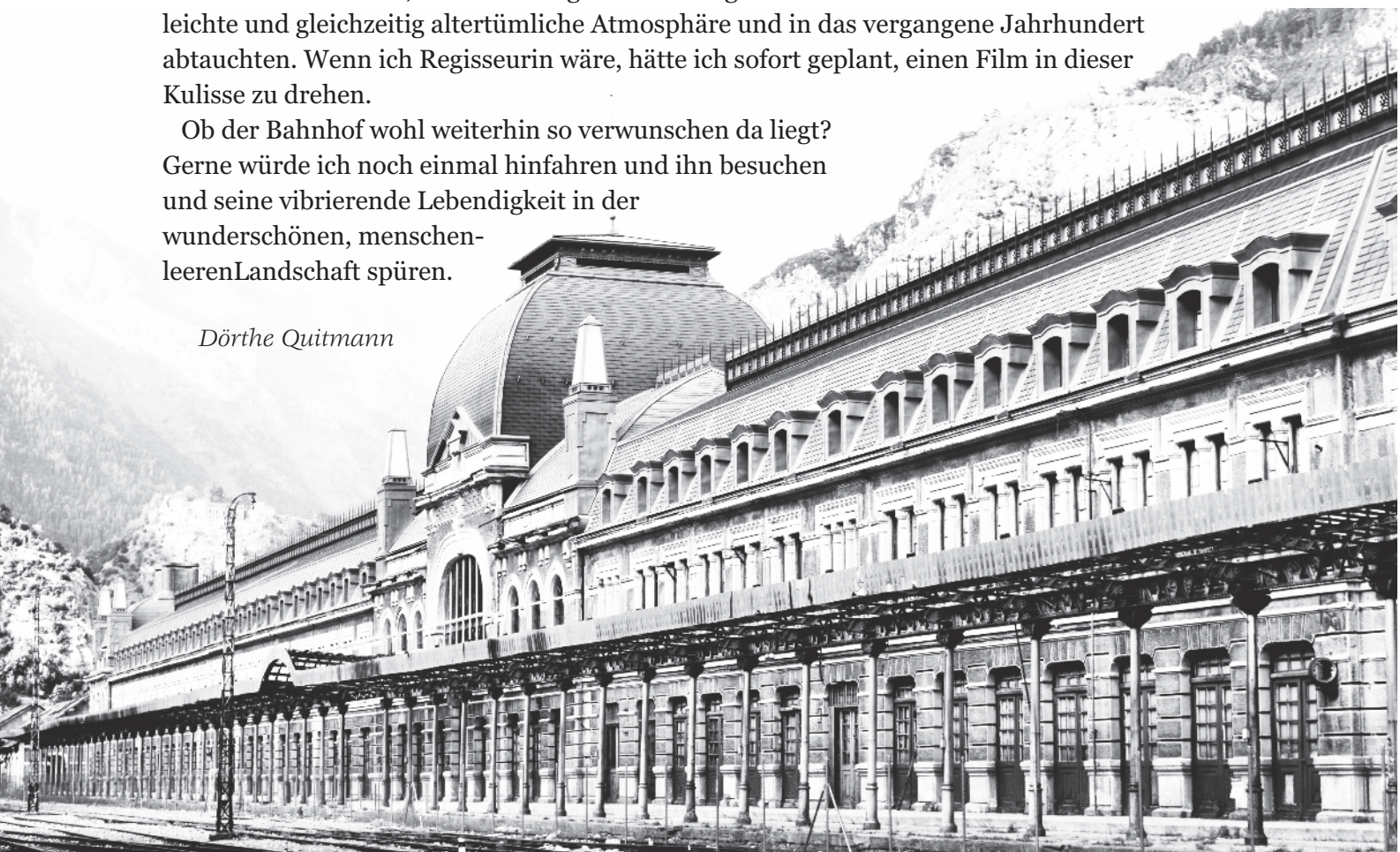
Nur an ein verlassenes Gebäude erinnere ich mich, das eine Faszination auf mich ausübte.

Es war ein großer Bahnhof mitten in den Pyrenäen, der in den 20er Jahren des vergangenen Jahrhunderts gebaut worden war. Ein riesiger Bahnhof im Nirgendwo. Damals dachte man, man könne die Gegend für Touristen attraktiv machen, was aber offensichtlich nicht gelungen war. Schon lange war der Bahnhof außer Betrieb, die Schienen überwuchert, kleine Echsen saßen darauf und wärmten sich in der Sonne. Der Bahnhof schien von einem Tag auf den anderen sich selbst überlassen worden zu sein, alles sah aus wie vor fast 100 Jahren, konserviert quasi. Wenn ich durch die Fenster in die wunderschön und aufwändig gestaltete Eingangshalle blickte, sah ich vor meinem inneren Auge die Urlauber der 20er-Jahre in ihren langen Gewändern und mit ihren großen Hüten durch den Raum wandeln. Ihre Vorfreude auf den bevorstehenden Urlaub vibrierte noch in dieser Halle, alles war hell und lebendig, obwohl kein einziger Mensch tatsächlich zu sehen war.

Meine Freunde, mit denen ich unterwegs war, und mich hat dieser alte Bahnhof derart fasziniert und in seinen Bann gezogen, dass wir stundenlang blieben und jeden Winkel des Geländes erkundeten, die Stimmung in uns aufsogen und uns mitziehen ließen in die herrlich leichte und gleichzeitig altertümliche Atmosphäre und in das vergangene Jahrhundert abtauchten. Wenn ich Regisseurin wäre, hätte ich sofort geplant, einen Film in dieser Kulisse zu drehen.

Ob der Bahnhof wohl weiterhin so verwunschen da liegt? Gerne würde ich noch einmal hinfahren und ihn besuchen und seine vibrierende Lebendigkeit in der wunderschönen, menschenleeren Landschaft spüren.

Dörthe Quitmann



Paradox

Ein leerer Bus biegt um die Straßenecke,
darauf in Großbuchstaben: „Stoppt den Krieg“,
und ein Soldat stoppt ihn auf freier Strecke –
für ihn gewiss ein kleiner Alltagssieg.

Die kleine Szene, sie rührt mich seltsam an.
Mir scheint, als ob das Bild nicht stimmen kann.

Ist dies ein Widerspruch, ein Paradox?

Will er nach Hause oder nach Fort Knox?

In diesen Zeiten ist nichts mehr, wie es scheint.

Die Sonne lacht, während der Himmel weint.

Über den Städten entstehen Regenbögen.

Es fühlt sich an, als ob darüber zögen
all die Gedanken, die lauten und die stillen,
die Menschenseelen, die ihren freien Willen
im Kleinen üben, im Großen oft vermissen,
im Winter leben, doch um den Sommer wissen.

Der Bus fährt weiter. Der Soldat sitzt vorn,
schaut still hinaus und wirkt etwas verlor'n
auf seiner Fahrt durch diese klammen Zeiten.

Vertrauten Dingen wachsen neue Seiten.

Mari Morelli

Man müsste weggehen können und doch sein wie ein Baum: Als blieben die Wurzeln im Boden, als zöge die Landschaft vorbei und wir ständen fest. Man müsste den Atem anhalten können, bis der Wind nachlässt und wir bei uns selbst zu Hause sind.

frei nach: Hilde Domin, 1909–2006, Gesammelte Gedichte, Frankfurt am Main 1987

Oh weh – das packt mich tief:
Das Kind, das so lange in mir schlief.
Nun ist es aufgewacht
und fragt nach den Eltern im dunklen Flur.
Dies Haus, das meine, war mal bedacht!
Jedoch das Festgefügte verlor seine Spur.
Ich bin nicht bei mir zu Hause
und hab die Fäden nicht in der Hand.

Der Sturm fegt mit Gebräuse.
Als Tiefschürfer bin ich mir selbst verbrannt,
als Flachwurzler doch nicht weiter bekannt.
Wie sag ich's meinem Kinde,
dass einen Weg es finde
zu wurzeln fest,
gestoßen aus dem Nest.
Ach, wär ich eine Linde,
mit anderen Bäumen im Verein.
Es müssen nicht die gleichen sein,
erkenntlich an der Rinde.
So schützend sie zusammensteh'n,
will eines in die Ferne gehen,
doch stets sich wiederfinden.

So widersprüchlich ist der Mensch
in seinen vielen Schichten.
Und fällt er wie ein loses Kartenhaus?
Sei Gunst ihm gnädig,
er stets sich wieder auf kann richten.

Sanne

Ein paar Meter weiter blieb Samuel erneut stehen und schob seine Hand in den Wagen vor ihm. Eigentlich mochte er seinen Aushilfsjob bei der Post, aber bei so einem Schietwetter war es echt ätzend. Er zog ohne zu zögern einen Brief aus dem gelben Rollwagen und vergewisserte sich, dass er vor dem richtigen Haus stand, wobei ihm die Schrift mit Füller auf dem Umschlag auffiel. Die wenigsten Menschen schrieben noch mit Füllfeder. Zu diesem Haus hatte er noch nie einen Brief oder ein Päckchen ausgeliefert, aber er kannte die Familie, die dort wohnte. Er mochte sie nicht.

frei nach: Lukas Nue, Drachen in uns, wortkrieger.de

Mit einem Seufzen schob er den Rollwagen unter den nächsten Baum, um ihn nicht vollständig im Regen stehen zu lassen, bevor er die geschwungene Pflastersteintreppe zur Vordertür bestieg. Es war eines dieser Häuser, bei denen sich der Briefkasten direkt neben der Eingangstür befand, praktisch für den Hausbesitzer, lästig für Zusteller wie ihn, da er so die Post nicht im Vorbeigehen einwerfen konnte. Als er den kleinen schwarzen Kasten fast erreicht hatte, fielen ihm hinter der braunen Holztür mit eingesetzten Milchglasfenstern Bewegungen auf. Kurz zuckte er zusammen und überlegte, ob er, wenn er jetzt einfach eine Weile still hielt, um ein unangenehmes Aufeinandertreffen mit den Hausbewohnern herumkommen würde – beschloss dann aber, sollte sich die Tür nun öffnen, dass die Situation nur umso unangenehmer sein würde, wenn er wie ein Einbrecher hier auf dem Grundstück herumschlich, beziehungsweise krampfhaft versuchte nicht aufzufallen. Also übte er vorsorglich kurz ein falsches Lächeln aufzusetzen, bevor er die letzten Schritte zum Briefkasten unternahm und hoffte dabei, dass, wer auch immer gerade auf der anderen Seite der Tür war, diese jetzt nicht öffnen würde. Seine Hoffnung sollte sich als unbegründet erweisen, als die Tür unvermittelt aufschwang und den Blick auf eine Frau Anfang 50 freigab, welche ihn mit prüfendem Blick anvisierte, bevor sie Samuel erkannte und ein Lächeln aufsetzte, welches mindestens genauso falsch war wie sein eigenes.

„Ach hallo, wusste ich doch, dass ich jemanden durch die Tür gesehen habe“, sagte sie und fügte, ohne auf eine Antwort von ihm zu warten, hinzu: „Hab‘ schon gehört dass du jetzt Briefträger hier spielst, hast du was Schönes für mich?“.

Samuel schluckte die Wut über die abfällige Art, wie sie seine erste richtige Arbeit bezeichnete, herunter und reichte ihr, mit einem Lächeln, für das er sich selbst einen Oscar verliehen hätte, den Brief entgegen. Mit einem selbstzufriedenen Grinsen, wahrscheinlich in der Gewissheit den Jungen vor ihr mit ihren Worten dominiert zu haben, wanderte ihr Blick auf den Brief, der noch in seiner Hand lag. Kaum hatte sie die geschwungene Schrift auf dem Schriftstück erkannt, stürzten ihre Mundwinkel herab und ihr Gesicht verlor sichtbar an Farbe. Samuel, der noch immer sein professionelles Zusteller-Lächeln trug, drückte ihr den Brief in die nun leicht zitternden Hände. Er wusste nicht, was in dem Brief stehen könnte, das sie so außer Fassung bringen konnte, aber während er die Stufen herunter, zurück zu seinem kleinen Wagen ging, ertappte er sich bei einem schadenfrohen Grinsen. Normalerweise wünschte er natürlich niemandem etwas Schlechtes und mochte den Gedanken, den Leuten die Post zu bringen, auf die sie vielleicht schon sehnsüchtig warteten – aber jetzt gerade war er froh, dass es dieser Brief war, den er beim Briefträger-Spielen austragen durfte.

Felix Orgaß

Reto, Sandra und Marcel

„Wo bleibt ihr?“

Ein untersetzter Junge kam ihnen beiden entgegen. Weit auseinanderstehende Augen, breiter Mund, flache Nase, dunkle Haare. Reto schätzte ihn auf fünfzehn Jahre – allerdings war das bei Menschen mit Down-Syndrom oft schwierig.

„Ich bin Marcel“, stellte er sich vor.

frei nach dotslash: Die Grillparty, wortkrieger.de

Die Inklusionsklasse

Meine Mutter hat mit ihrem Integrationsprojekt in einer Grundschule in Winterhude zwanzig Schüler unterrichtet, von denen vier „Menschen mit Behinderung“ waren. Dieses Modell war eines der ersten in Hamburg und meine Mutter wurde gebeten, Vorträge zu halten.

Wie kann das funktionieren? Ein Grundschulprojekt, in dem das Leistungsniveau durch Kinder mit Behinderung gedrosselt wurde?

Diese Inklusionsklasse zeichnete sich jedoch durch einen besonders guten Zusammenhalt aus. Ein Mädchen mit Down-Syndrom aus der Klasse war beliebt, da sie selbstbewusst war, gut tanzen konnte und über viel Rhythmusgefühl verfügte. Sie arbeitete später in einem Hotel, in dem viele junge Menschen mit Behinderungen beschäftigt waren.

Die Klasse meiner Mutter schenkte ihr einen Apfelbaum, der heute noch im Garten meiner Eltern blüht.

Einmal trafen wir die Eltern eines ehemaligen Schülers der Integrationsklasse meiner Mutter auf dem Flughafen. Sie erzählten, dass ihr Sohn Abi gemacht hat, obwohl er keine Empfehlung für das Gymnasium erhalten hatte. Er war spastisch gelähmt und hatte später einen speziellen Schreibcomputer, der ihm die Arbeit vereinfachte.

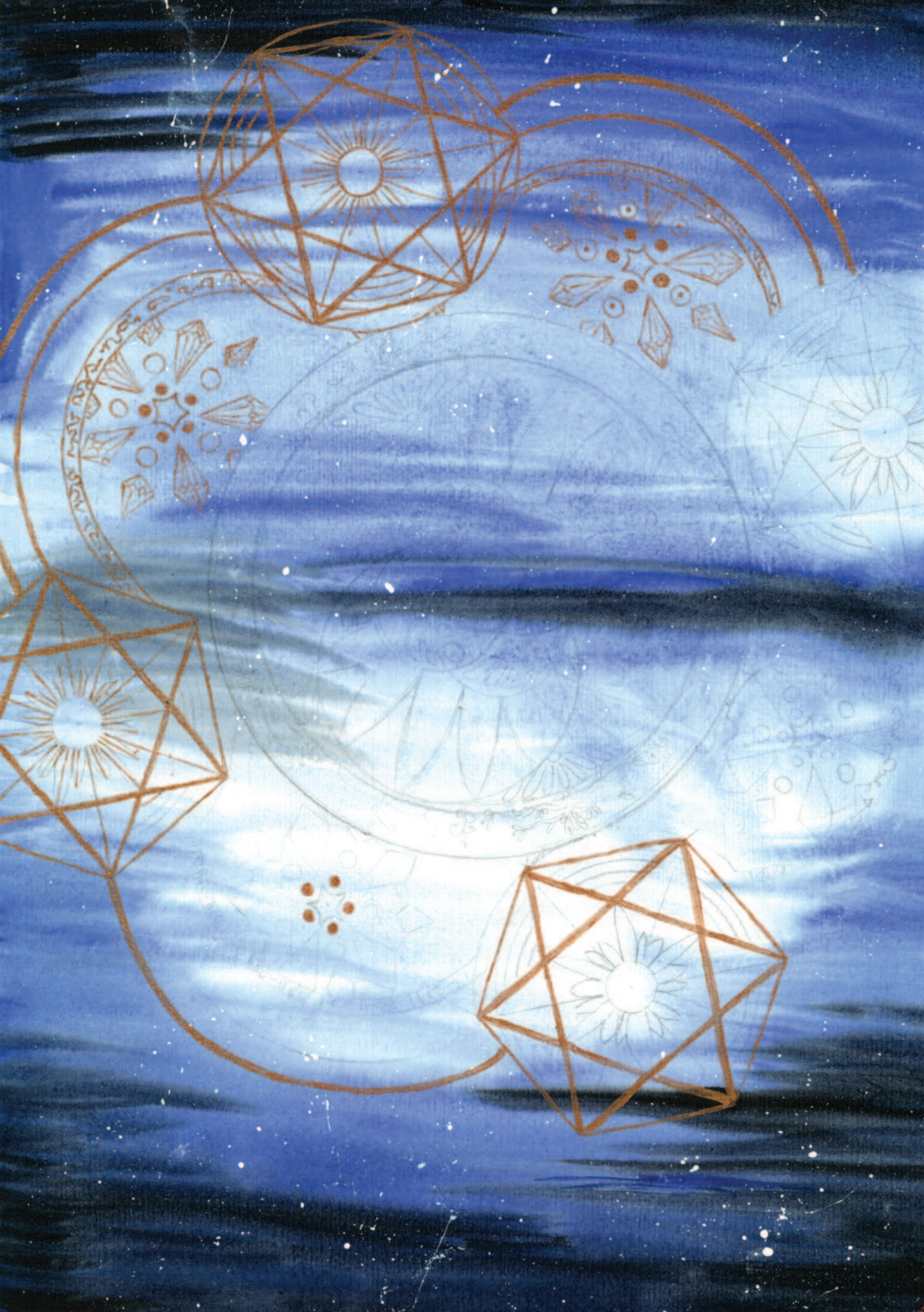
Obwohl ich immer stolz auf meine Mutter war, war ich auch ein wenig eifersüchtig auf all die Kinder mit Behinderung, die meine Mutter unterrichtete, weil dieser Job sie sehr forderte.

Aus heutiger Sicht, finde ich es schade, dass ich meine Mutter so wenig unterstützt habe und nie auf Sportfesten oder beim Waffelbacken dabei war.

Zum Glück kann ich sie heute fragen, wie sie sich damals mit ihrer Klasse gefühlt hat.

Sabine Scheffler

Illustration: Lisa Zechlau



Die Suppe wird gebracht, mit Safran und Knoblauch gewürzt, Brotstücke schwimmen dick und vollgesogen in ihr wie in einem Teich. Es ist ein buntes, ewiges Gericht, ein Gericht der Lebensfreude. Kann man nur auf der Straße essen, der Saft tropft uns von Mund und Händen. Vor dem nächsten Gang gehen wir Händewaschen, doch bald triefen wir wieder.

„Wie gefällt es dir?“

„Großartig gefällt es mir, solange ich mit den Händen essen darf.“

frei nach Helen Wolf, Hintergrund für Liebe, Weidle 2020

Ja, in meiner alten Urheimat in Bayern, wo ich als Kind und Jugendlicher aufgewachsen bin, mit stark ländlichem Bezug, erinnere ich mich noch gerne an die urigen Bauernmärkte, wo allerlei Krimskrams angeboten wurde – und auch Möbel und Küchengeräte aus Großmutterns Zeiten waren mit dabei. Bei schönem Wetter immer eine Mordsgaudi ... und mittags wurde die oben beschriebene Brotsuppe im tiefen Keramiksteller gereicht ... manchmal noch mit geschnitztem Holzlöffel.

Die Arme am Biertisch aufgestützt, wurde geschmatzt und geschlürft und mangels Servietten wurde auch gerne bei den Bartträgern mit dem breiten Handrücken die Goschn ab und zu abgewischt.

Ein herrliches Bild ... so gemütlich und echt, wie es an den Dorfstraßen zu beobachten war.

Hier erinnere ich auch noch einen alten Bauertisch, aus schwerem Eschenholz geschnitzt ... wahrscheinlich schon in der 4. Generation in Gebrauch: Da war die Suppenmulde als Schüssellersatz in die Tischplatte eingebracht – und daraus löffelte die Familie geinsam.

Und neben der Brotsuppe lag noch auf dem Tisch das köstlich duftende Bauernbrot mit der dicken Kruste. Und ein Haferl mit frischer Butter stand noch mit dabei. Das wurde dann meistens mein Lieblingsplatz!

F. Richter



tür auf
einer raus
einer rein
vierter sein

*Die folgenden vier Strophen wiederholen den
Aufbau der ersten Strophe und zählen immer
weiter hinunter („dritter“, „zweiter“, „nächster“)
bis zu den abschließenden Zeilen:*

tür auf
einer raus
selber rein
tagherrdoktor

fünfter sein, Ernst Jandl, 1968

Die Impfschlange

Ich warte nun schon lange,
steh' an in einer Schlange,
es geht und geht nicht weiter,
werd' zornig, bin nicht heiter.

Der da, der Kerl da vorne,
Objekt von meinem Zorne,
obwohl längst aufgerufen,
kommt nicht gleich in die Hufen.

Endlich bewegt der Kerl sich,
beruhigt wieder bin ich,
doch lange muss ich warten –
die Harten komm'n in'n Garten!

Der Zorn steigt wieder an,
wann komm' ich endlich dran? –
Nur einer steht noch vor mir,
wann öffnet sich die Tür hier?

So, der ist auch noch weg.
Was war noch gleich der Zweck?
Warum steh' ich hier an?
Blick auf die Tür im Bann:

„Sorry, vielleicht geht's morgen,
doch sein Se ohne Sorgen,
auch wenn Se mich jetzt hassen,
Se könn'n sich drauf verlassen:

Vom Stoffe haben wir genug,
drum sein Se schlau, drum sein Se klug,
und kommen wieder morgen –
Impfen vertreibt die Sorgen!“

Michael B.



Sozialtherapeutisches Konzept des Hölderlin e. V.

„Für uns ist nicht nur wichtig, was wir tun, sondern auch, wie wir es tun.“

Das sozialtherapeutische Konzept von Hölderlin e.V. ist sehr vielschichtig. Es orientiert sich zunächst an den fachlichen Standards, wie sie zwischen den verschiedenen sozialpsychiatrischen Einrichtungen und der zuständigen Behörde verabredet sind und versucht darüber hinaus den psychisch erkrankten Menschen eine ganz besonders wichtige therapeutische Unterstützung anzubieten.

Im Mittelpunkt dieser Basisversorgung von Hölderlin e.V. steht die Vermittlung von Sicherheit, die sich in der Art des Umgangs miteinander und in der Gesamtatmosphäre, durch die die Einrichtung geprägt wird, ausdrücken soll.

Es sind in der Regel nicht allein das sozialtherapeutische, -beratende Gespräch oder die Teilnahme an einer sozialtherapeutischen Gruppe, die zu einer zunehmenden psychischen Stabilisierung der Hilfe suchenden Menschen führen, sondern das tiefe Erlebnis von Zugehörigkeit, Vertrauen, Zuverlässigkeit und Solidarität.

Gerade psychisch erkrankte Menschen sind oft zutiefst verunsichert und dies sowohl nach innen, wie nach außen, was bei vielen durch negative Erfahrungen im Umgang mit anderen Menschen noch verstärkt bzw. bestätigt wurde. Der Hölderlin e.V. möchte erreichen, dass durch die Art des Umgangs mit psychisch erkrankten Menschen mitbewirkt wird, dass neue, förderliche Erfahrungen und Begegnungen erlebt werden können. Hierfür ist eine Grundhaltung der Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen erforderlich, die von der Fähigkeit zur echten Wertschätzung, zu Einfühlungsvermögen, Verantwortungsbewusstsein, Flexibilität, Kreativität und nicht zuletzt Humor geprägt sein soll. Durch eine solche Grundhaltung, bei der es besonders um die Achtung der Integrität, der Selbstbestimmung und der Selbstentfaltung der Persönlichkeit geht, geschieht manchmal schon etwas Heilendes.

Bekanntermaßen entwickelt sich die Persönlichkeit eines Menschen in Wechselwirkung mit Anderen, wobei sowohl ungute als auch stabilitätsfördernde und verlässliche Erfahrungen ihre Spuren hinterlassen. Hölderlin e.V. versucht als gesamte Einrichtung ein positives und förderliches therapeutisches Feld zu sein, in dem die psychisch erkrankten Menschen auf vielen Ebenen gute Erfahrungen machen können. Dies allein heilt zwar keine ernsthafte psychische Erkrankung, schafft aber bei vielen Betroffenen (wieder) Vertrauen in sich selbst und in die Welt, kann motivierend wirken, quälende negative Grundeinstellungen können gelockert oder sogar überwunden werden und schließlich kann der Mut entstehen, wieder ein aktiver Teil der Gesellschaft werden zu wollen.

Von besonderer Bedeutung ist zudem für das Hölderlin Team, die Besucher*innen der Einrichtung zur Wiederentdeckung (oder manchmal auch zur Neuentdeckung) ihrer Kreativität zu bewegen. Aus diesem Grunde haben viele Angebote des Belastungstrainings eine kreative Ausrichtung. Hierbei begreift der Hölderlin e.V. Kreativität nicht nur als einen spontanen Ausdruck einer einzelnen Person, sondern als Grundprinzip jeglicher Entwicklung von Leben überhaupt. Kreativität ist Voraussetzung für individuelle wie auch gesellschaftliche, alles Leben betreffende Entwicklungen und somit kommt der Förderung der Kreativität bei Hölderlin e.V. eine besondere Bedeutung zu.

Es geht darum, Farben ins Fließen und zum Leuchten, Formen zum Entstehen, Töne zum Klingen, Bilder zum Leben, Worte auf Papier, Gedanken und Ideen zum Ausdruck zu bringen. Dies ist für viele Besucher*innen der Einrichtung oft ein erster Schritt, sich wieder in den kreativen Strom des Lebens zu stellen.

Der Hölderlin e.V. unterstützt psychisch erkrankte Menschen dabei, eine gesundheitliche Stabilität zu erlangen und ihr Leben so gut wie möglich in eigener Verantwortung und Selbstbestimmung zu führen. Diese Unterstützung kann sowohl im häuslichen Umfeld der Hilfe suchenden Menschen, als auch in den Räumen der Tagesstätte in Anspruch genommen werden. Hier bieten sich den Besucherinnen und Besuchern der Einrichtung in einem geschützten Rahmen Möglichkeiten zu Geselligkeit und Entspannung wie auch zum Belastungstraining sowie der Zugang zu sozialtherapeutischen und künstlerischen Gruppen

Es geht darum, Rückzug und Isolation zu überwinden, mit anderen Menschen ins Gespräch zu kommen oder gemeinsam zu handeln, Interessen zu wecken, sich wieder etwas zuzutrauen, vitaler zu werden, Fähigkeiten wieder zu entdecken oder zu fördern, Perspektiven zu entwickeln, kurz gesagt: (wieder) einen Sinn im Leben zu finden. Sinn kann z.B. in Arbeit, Hobbys, sozialem Engagement, in künstlerischer Betätigung, Partnerschaft, Lebensphilosophie und vielem anderen gefunden werden.

„Wo aber Gefahr ist, wächst das Rettende auch.“ – Friedrich Hölderlin

Beratung, Begleitung und Unterstützung psychisch erkrankter Menschen in den Walddörfern und dem Alstertal Hamburgs

Der Hölderlin e.V. unterstützt psychisch erkrankte Menschen, die unter schweren Depressionen leiden oder Psychosen haben, an Schizophrenie erkrankt sind, mit einer Persönlichkeitsstörung leben oder mit anderen schweren psychischen Schwierigkeiten und oftmals Belastungen einen Weg in ihrem Leben mit uns finden wollen. Nicht selten waren die von uns unterstützten Menschen in einer psychiatrischen Klinik oder stehen immer mal wieder kurz davor sind, sie (erneut) aufsuchen zu müssen.

Mit Hilfe eines anspruchsvollen Qualitätsmanagements werden die einzelnen unterstützenden Angebote laufend dahingehend überprüft, dass sie unserem Leitgedanken bzw. -bild entsprechen und wir unser Tun daran ausrichten. Dabei beleuchten wir im fortwährenden Prozess die Plausibilität und „Richtigkeit“ unserer Leitgedanken mit den u.a. zeitlichen Herausforderungen und Notwendigkeiten und orientieren uns nicht zuletzt an den Bedürfnissen der von uns unterstützten Menschen. Denn allein das Vorhandensein einer breiten Palette von unterstützenden Angeboten sagt nicht viel über ihre Qualität aus. Deshalb gibt es für alle Aspekte der Arbeit eine sinnvolle, konzeptionelle Grundlage. Dies betrifft auch, oder sogar vor allem, die innere Haltung der Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen, mit der sie ihre Arbeit machen.

Neben Einzelgesprächen bietet Hölderlin e.V. eine Vielfalt von unterstützenden Angeboten an:

Kochgruppe, Kreativgruppen, Töpfern, Chor, Gitarrengruppe, Schreibwerkstatt, Psychoedukation (die Erkrankung verstehen lernen), Fußballgruppe, Reha Sport, Nordic Walken, Progressive Muskelentspannung, Yoga, Ausflüge und einiges mehr.

Diese unterstützenden Angebote, die als Belastungstraining in vielfacher Hinsicht verstanden werden können, sollen einen förderlichen Beitrag dazu leisten, dass die Besucher und Besucherinnen der Einrichtung wieder am gesellschaftlichen Leben teilnehmen können und dies zunehmend auch ohne professionelle Hilfe.

Unsere Arbeit wird vom gut ausgebildeten und zusätzlich qualifiziertem Fachpersonal der Einrichtung geleistet.

Einzelgespräche bzw. individuelle Einzelbetreuungen werden von der jeweiligen Bezugsperson angeboten. Das sozialtherapeutische Konzept von Hölderlin e.V. ist sehr vielschichtig. Es orientiert sich zunächst an den fachlichen Standards, wie sie zwischen den verschiedenen sozialpsychiatrischen Einrichtungen und der zuständigen Behörde verabredet sind und versucht darüber hinaus den psychisch erkrankten Menschen eine ganz besonders wichtige sozialtherapeutische Unterstützung anzubieten.

Die Geschichte des Hölderlin e.V.

Gegründet wurde Hölderlin e.V. aus dem Impuls heraus, eine sinnvolle Unterstützung für psychisch erkrankte Menschen, hauptsächlich für die Region Walddorfer/Alstertal, aber auch darüber hinaus, anzubieten.

Im Spätsommer 1992 traf sich erstmals ein kleiner Förderkreis und schon ein Jahr später wurde Hölderlin e.V. zum festen Bestandteil des Hamburger „Unterstützungs-Netztes“ für Menschen mit einer psychischen Erkrankung.

Der Name der Einrichtung geht auf den Dichter Friedrich Hölderlin (1770-1843) zurück, der 1806 wegen des „Zustandes geistiger Verwirrung“ in eine Klinik eingewiesen wurde. Nach seiner Entlassung aus der Klinik übernahm ein Schreinermeister die zur Verfügungstellung einer Herberge und die Versorgung von Friedrich Hölderlin, der – statt der von den Ärzten vorausgesagten drei – noch 36 Jahre in dessen Haus in Tübingen am Neckar lebte. Man hatte ihm dort ein kleines Turmzimmer zugewiesen, in dem er Klavier spielte, zeichnete und weiter dichtete. Diese, wie man meinen könnte, Frühform außerklinischer und ambulanten Versorgung und die dabei geleistete Förderung der betroffenen Person waren der Grund für die Namensgebung der Einrichtung.

2008 gründeten wir aus den Bedarfen einiger Klient*innen heraus zusätzlich eine ambulant betreute Wohngemeinschaft im Hamburger Stadtteil Duvendstedt für 4 Menschen. Seit 2012 konnten wir dann unser ambulantes Wohnangebot auf das gesamte Mehrfamilienhaus ausweiten und bieten diese besondere Wohnform für insgesamt 3 Wohngruppen und einer Einzelwohnung an.

Unsere Räumlichkeiten des Hölderlin e.V. befinden sich in dem seit 2014 umbenannten „Psychosozialen Zentrum Volksdorf – Hölderlin e.V. im „Frank`schen Kontor“ Kattjahren 4 in Volksdorf.

Im Jahre 2015 eröffneten wir als ambulant versorgende Zweigstelle für den Landkreis Stormarn das Psychosoziale Zentrum Ahrensburg. Für die*den jeweilige*n Nutzer*in war unser Hilfsangebot individuell erfolgreich. Jedoch waren wir leider nach sieben Jahren wirtschaftlich und inhaltlich gezwungen uns aus dem Kreis Stormarn mit unserem Angebot zurück zu ziehen. Eine anhaltend zu geringe Inanspruchnahme unseres Eingliederungsangebotes und zudem sowohl strukturell als auch konzeptionell unterschiedliche Vorstellungen mit dem Kreis Stormarn waren ausschlaggebend für unsere Entscheidung.

Im Jahre 2022 sind wir inzwischen für rund 100 Menschen aus unserem Versorgungsgebiet zuständig.

Aufgrund einer stetig steigenden Zahl hilfeschender Menschen in den letzten Jahren und gleichzeitig der Intention einer Orts näheren Versorgung in unserem Einzugsgebiet Walddorfer/Alstertal, können wir im Jubiläumsjahr 2023 („30 Jahre Hölderlin“) einen weiteren Hölderlinstandort für 40 Klient*innen anbieten.

Dabei kommt es uns nicht auf eine „gewollte“ Expansion an, sondern vielmehr auf eine ausreichende Unterstützung in wohlthuender Atmosphäre bei guter fachlicher Qualität, für die Hölderlin steht.

Redaktionsanschrift:
Hölderlin e.V., Kattjahren 4, 22359 Hamburg-Volksdorf
Tel. 040-603 30-92 / -93, Fax 040-603 30-91
E-Mail: info@hoelderlin-ev.de, Internet: www.hoelderlin-ev.de

Leitung der Schreibwerkstatt und Redaktion:
Monica Beer-Möller, unterstützt durch das Hölderlin-Team

Beiträge:
Astrid Halpaap, Bina Mittendorf, Conny Empen, Dörthe Quitmann, E. Koschote, Felix Orgaß,
Kai Finnern, F. Richter, Heike Schriever, Martin Liedtke, Martina Möller, Michael Alpers,
Petra Betcher, Rowina Redwood, Sabine Scheffler, Sanne Broadbent

Illustrationen (Innen):
Anne Blume, Berit Rompel, Brigitte Hosan, F. Richter, Felix Orgaß, Gabriele Stilke, Heidi Schmidt,
Lisa Zechlau, Margret Kattein, Sabine Scheffler, Susanne Hollaar, T. TAT, Thorsten Hagen

Kunstgruppenleiterinnen: Kea Mörike, Anke Terhardt

Umschlagillustration:
Jan Steußloff

Textbearbeitung und Lektorat:
Monica Beer-Möller

Textkorrekturen: Edward Harkess

Layout und Satz: Olaf Hille (www.olafhille.de)

Vi.S.d.P.: Barbara Claußen

Die veröffentlichten Beiträge müssen nicht mit der Meinung der Redaktion übereinstimmen.
Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung der Redaktion.

Diese Ausgabe wurde über Spenden finanziert. Für die nächste Ausgabe können wir
wieder jede Geldspende gebrauchen, die Sie auf unser Konto einzahlen können:

IBAN: DE83 2005 0550 1058 2136 36
BIC: HASPDEHHXXX – Stichwort: Zeitung